Uebersicht der Geschichte
des brandenburgisch-preußischen Staats
bis zu dessen Erhebung zum Königthume,

von

Carl August Tschepke,
Lehrer der Geschichte am Gymnasium zu Lissa.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erster Abschnitt.

Die brandenburgischen Markgrafen aus dem anhaltischen Hause (bis zum Anfange des 14ten Jahrhunderts).

§ 1. Die vorgeschichtliche Zeit der Mark Brandenburg.

Das nordöstliche Deutschland zwischen dem Elb- und Oderstrome ist die Geburtsstätte einer Macht, welche sich im Verlaufe von sieben Jahrhunderten unter wechselvollen Schicksalen durch die Gunst der Verhältnisse, mehr noch durch die Größe der Herrscher, den ersten Mächten unsers Erdtheils ruhmvoll angereiht hat. Nicht verschwenderisch, wie den Süden und Westen des weiten Landes, das reingermanische Stämme seit und noch vor der Völkerwanderung bewohnten, hatte die Natur die nordöstlichen Gebiete ausgestattet; ja es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß in einer Zeit, zu welcher keine Erinnerung der Menschen hinaufreicht, über den weiten, zwischen der Memel im Osten und der Elbe im Westen und drüber hinaus sich ausdehnenden Ebenen die Fluthen des Meeres gestanden, und daß dieselben erst allmälig in ein engeres Bett sich zurückgezogen haben. Unübersehbare Sandsteppen wechselten mit undurchdringlichen Urwäldern und, an den Ufern der großen Ströme, mit tiefen Morästen ab; von Natur fruchtbare und ergiebige Strecken fanden sich ursprünglich wohl nur oasenartig und in geringer Zahl vor, bis die unermüdet thätige Hand des Menschen die Kultur des Bodens allmälig so weit förderte, daß die heutige Gestalt und Eigenthümlichkeit der ursprünglichen Natur des brandenburgischen Landes nur noch an verhältnißmäßig wenigen Stellen entspricht. Keine sichere Kunde über die Bewohner desselben reicht aus dem Alterthume bis zu uns herüber, obwohl wahrscheinlich sehr früh und im 3ten vorchristlichen Jahrhundert mit Sicherheit die Begierde, ein merkwürdiges, von den Alten hochgeschätztes Erzeugniß des baltischen Meeres, den Bernstein zu gewinnen, die Hauptvölker desselben zu Lande und zur See nach dem fernen Norden geführt hat. Nach den dürftigen Berichten, welche namentlich die Römer uns hinterließen, haben von der Mündung der Weichsel bis zur Elbe Gothen, Rugier und Burgunder, in dem Binnenlande zwischen Oder und Weichsel ein vermuthlich sarmatischer Stamm, die Lygier, in der nachmaligen Mark Brandenburg aber die Semnonen, das Hauptvolk des mächtigen, über das ganze mittlere und nördliche Deutschland verbreiteten germanischen Suevenstammes gewohnt, zu welchem auch die Longobarden an der untern Elbe sich rechneten. An den Kämpfen der westlichen Germanen mit dem weltherrschenden Volke nahmen diese östlichen Stämme entweder gar keinen oder nur vorübergehenden Antheil, wie denn auch kein Römer dauernd auf dem rechten Ufer der Elbe geweilt hat; aber kriegerisch waren sie nichts desto weniger in hohem Grade und feindliche Berührungen unter einander, der Kampf mit dem zahlreichen Wilde der Wälder und das überaus rauhe Klima des Landes, dem nur ausdauernde Anstrengung die einfachen Bedürfnisse des Lebens abgewinnen konnte, hielten die ihnen inwohnende gewaltige physische Kraft in Uebung und Regsamkeit. Ihre ungezügelte Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit duldete nicht die Mauern der Städte, nicht einmal die friedlichen Umzäunungen der Dörfer; zerstreut lebten sie, damit Keiner

des Andern Bewegung und Raum kürze; eines Jeden Kraft reichte zu seinem Schutze hin, nur der Gottheit, die im Semnonenlande ein weithin verehrtes Heiligthum in einem Haine besaß, beugten sie ehrfurchtsvoll das Knie und vor dem Ausspruch des Priesters ihren Willen. Feigheit war unerhört, sie schien unvereinbar mit des ganzen Volkes Sinn und Eigenthümlichkeit. Wer sich ihrer schuldig machte, den traf unauslöschliche Verachtung, dem gefallenen Helden aber thürmte die rohe Kraft der Germanen die riesigen Hünengräber auf.

Im fünften christlichen Jahrhunderte folgten auch diese Stämme dem allgemeinen Zuge der germanischen Völker nach Südwest; ihr rauhes dürftiges Land konnte sie nicht fesseln, und die Kunde von den herrlichen Ländern des Süden und Westen, welche zu ihnen gedrungen, mochte sie reizen; ihr Schwert sicherte ihnen überall ein neues und vielleicht schöneres Vaterland. Dieser Völkerwoge widerstand das innerlich gebrochene und verfallene Imperatorenreich nicht; es stürzte zusammen im Jahre 476 nach Chr. Geb. und auf seinen Trümmern begannen die Germanen ihre Schöpfungen; in die verlassenen Sitze des östlichen und nördlichen Deutschlands aber wanderten Stämme anderer Abkunft ein.

Es waren die Slaven. Seit wann dieses mächtige und zahlreiche Volk die asiatische Heimath verlassen und in Europa seine Wohnsitze aufgeschlagen, ist mit Sicherheit nicht zu ermitteln; wahrscheinlich zogen sie den fortwährend nach Westen vorrückenden germanischen Völkern nach und nahmen allmälig den ganzen von diesen verlassenen Osten Europas ein. In der Mitte des 6ten Jahrhunderts drangen sie in die leergewordenen Gaue der Semnonen und der übrigen zum Suevenbunde gehörigen Stämme, in die Lande zwischen der Weichsel, Oder und Elbe, ja selbst über diesen Strom hinaus bis an die Mulde und Saale. Wenn auch nicht ganz übereinstimmende Sitten und Einrichtungen, so bezeichnete doch Sprache und sonstige Eigenthümlichkeit sie als Theile eines großen zusammengehörigen Ganzen. Unter verschiedenen Namen ließen sie sich in den Landschaften nieder. So saßen — der die Ostseite Germaniens nach Süden zu einnehmenden, gleichfalls slavischen Völkerschaften nicht zu gedenken — an der Mittelelbe bis zur Saale und nördlich bis an die Havel die Sorben (Daleminzier, Milzener, Lusitzer), nördlicher, von der Elbe bis zum Ausfluß der Oder die Leutizen oder Wilzen (Rhedarier, Brizaner, Heveller, Uckern, Stoderaner u. a.), im Mecklenburgischen die Obotriten; von der Oder- bis zur Weichselmündung die Pommern und die Rugianer (zumal auf Rügen), östlich von ihnen bis zur Memel und südlich zur Ossa und Drewenz die Pruzen oder Preußen. Das zu beiden Seiten der mittlern Weichsel sich ausdehnende Flachland hatten (auf dem rechten Ufer) die Masuren, auf dem linken die Polen (bis zur Netze und Oder), die Abhänge der Sudeten und Karpathen die Bialochrobaten inne. Sprache, Körperbau und sonstige Art ließ ein von dem germanischen verschiedenes Volk in ihnen erkennen. Der Germanen riesige Gestalten, blaue große Augen und gelbes langes Haar finden wir in diesen slavischen Stämmen nicht; ihr Wuchs ist kräftig und gedrungen, die Augen klein und dunkel, das Haar schlicht und schwarz; auch ging ihre Liebe zur Freiheit nicht bis zu der die geringsten Schranken verschmähenden Ungebundenheit der Germanen. Doch standen sie an Kampflust, kriegerischem Sinn und Ertragung jeglicher Beschwerde diesen nicht nach, ja in Bezug auf das thätige, gesellige Leben nahmen sie offenbar einen höhern Rang ein. Denn sie betrieben nicht nur den Anbau mannigfaltiger Getreidearten und Viehzucht mit größerer Sorgfalt und Ausdauer, sondern schritten auch frühzeitig, weil die Vereinigung der Kräfte und Einsichten mehrerer das Leben behaglicher gestaltet, zur Anlage von Dörfern und Flecken, aus denen nachmals bedeutende Städte erwuchsen (Stettin, Wineta auf Wollin oder Julin, Lebus, Brennabor, Druso [Elbing], Gidanik [Danzig]). Einige von diesen wie Wineta, die berühmte Wendenstadt, wurden Sitze eines weit verbreiteten Handels, an welchem nicht nur Deutsche, sondern auch die Wenden Theil nahmen, indem sie die Produkte ihres Kunstfleißes (besonders Leinwand) und des Landes für das Pelzwerk des Nordens und viele Schmucksachen, welche von Griechen und Römern aus den Gegenden des schwarzen Meeres nach der Neva geführt wurden, dahingaben. Dieser lebhafte Verkehr mochte wohl nicht selten die Küstenbewohner, besonders die Rügener zu Seeraub reizen, der viel eintrug. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

An der Spitze der einzelnen slavischen Völkerschaften, von denen die innerhalb der Grenzen des eigentlichen Germaniens angesiedelten unter dem Gesammtnamen der Wenden zusammengefaßt werden, standen Fürsten, Knäsen, welche mit den, aus den ursprünglich gleichberechtigen Freien allmälig zu größerer Bedeutung sich emporschwingenden Bojaren oder Zupanen in den Volksversammlungen die gemeinsamen Stammesangelegenheiten beriethen und Beschlüsse faßten. An äußerer Achtung und Ehrfurcht fehlte es ihnen nicht, wohl aber an unbeschränkter Gewalt: die Reicheren wachten ängstlich über jede Erweiterung derselben und die Priester, die Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen, machten einen Einfluß geltend, der nicht früher gebrochen wurde, als die Standbilder ihrer Gottheiten und die heidnischen Tempel. Erst dann, als das Christenthum Eingang gewann und die länger dauernden Kriege die Concentrirung einer größern Macht in Einer Hand wünschenswerth machten, stieg der Fürsten Ansehen höher. Die zahlreichen Leibeigenen ermangelten jeglicher Bedeutung in den sich bildenden Staaten der Slaven. — Ihrer religiösen Auffassung liegt die Idee des Monotheismus zum Grunde, doch gestaltete sich derselbe frühzeitig nach den Aeußerungen der Thätigkeit jenes allwaltenden Urwesens zu einem vielgestaltigen Polytheismus. Es gab ein gutes (Belbog) und ein böses Wesen (Zernebog), außerdem eine Menge anderer Gottheiten, der Radegast, besonders verehrt zu Rhetra im Mecklenburgischen, der Swantewit auf Rügen, der Triglaw zu Brennabor, der Donnergott Perkunos bei den Preußen. Nicht wie die Germanen in heiligen Hainen verehrten die Slaven diese Gottheiten, sondern in Tempeln; die besten Feld- und Gartenfrüchte, Hausthiere, auch Menschen wurden ihnen zum Opfer gebracht. Bei aller Rohheit und Grausamkeit des Volkes, die zumal im Kriege grell hervortrat, vermissen wir bei ihnen nicht die gewöhnlichen Tugenden eines einfachen Naturvolkes. Zwar die Stellung des Weibes war eine völlig knechtische, ja härter selbst als im Orient bei Persern und Aegyptern, denn sie mußte sterben, wenn der Mann starb, und die Tödtung der Greise war gewöhnlich; aber Mäßigkeit in sinnlichen Genüssen, treues Halten des gegebenen Versprechens und Achtung vor fremdem Besitz war einheimisch im Volke, und den Unbarmherzigen, der dem Hülfsbedürftigen ungastlich die Thüre schloß, bestrafte man mit Verbannung aus dem Gau und Niederbrennen seiner Hütte. Die Todten wurden verbrannt, die Asche aber in Urnen aufbewahrt.

Zahllos, aber ohne höhere geschichtliche Bedeutung waren die Kämpfe, welche zwischen diesen wendischen Slaven und den jenseits der Elbe wohnenden germanischen Stämmen, besonders den Sachsen ausgefochten wurden. Als diese am Ende des 8ten christlichen Jahrhunderts dem siegreichen Schwerte des großen Frankenkönigs Karl unterlagen, geriethen auch die Wenden in eine feindliche Berührung mit ihm und ein Zug des Gewaltigen in ihre Gaue nöthigte sie zu dem Versprechen, das Christenthum anzunehmen und zum Zeichen ihrer Unterwerfung einen Tribut zu zahlen. Es blieb aber bei dem Versprechen, denn der mit andern Kämpfen und den Sorgen der innern Verwaltung seines ungeheuren Reichs belastete Karl konnte dieser entlegenen überelbischen Erwerbung nur eine geringe Aufmerksamkeit widmen, und seine schwachen, unwürdigen Nachfolger noch weit weniger an die Erhaltung der Herrschaft denken. So wurden die Slaven ohne eigene Anstrengung wieder frei und bald wiederholten sie ihre ehemaligen räuberischen Einfälle in die Gebiete der westlich von der Elbe wohnenden Sachsen. Da kam noch am Ende des ersten Viertheils des 10ten Jahrhunderts die deutsche Königswürde an den thätigen, tapfern und [illegible]sichtsvollen Sachsenherzog Heinrich, der sofort die geeigneten Maaßregeln ergriff, um den schrecklichen Verwüstungen an der nordöstlichen Reichsgrenze Schranken zu setzen. Theils deshalb, theils um seine Völker zu dem bevorstehenden ernsten Zusammentreffen mit den Magyarenhorden, mit denen zuweilen die slavischen Völker zu gemeinsamen Raubzügen sich vereinigt hatten, vorzubereiten, begann er die Kämpfe mit den Wenden. Schon im Winter von 9$\frac{2}{4}\frac{9}{7}$ wurden die Heveller gedemüthigt und ihre Hauptstadt Brennabor (Brandenburg) im Sturm erobert; 928 erlitten die Daleminzier, ein sorbischer Stamm im Meißnischen und 929 die Rhedarier ein gleiches Schicksal; der unruhige Böhmenherzog ward eben so zur Unterwerfung und zur Lehnstreue genöthigt und selbst die fernen Dänen bezwungen. Zur Erhaltung der Herrschaft über diese slavischen Stämme und zur Abwehr ihrer häufigen räuberischen Einfälle wurden Markgrafschaften von Heinrich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegründet, an der Eider die Mark Schleswig, gegen die Sorben, besonders die Daleminzier die Mark Meißen und die Mark Lausitz, nördlicher noch an der Elbe gegen die Heveller die Mark Nordsachsen (in der Altmark). Siegfried von Merseburg war der erste Markgraf in der letztern Mark, welcher später Herren aus den Häusern Walbeck, Stade und Plötzkau vorstanden. Salzwedel, Werben, Tangermünde waren die Sitze dieser Fürsten, welche als die ersten Begründer der brandenburgischen Macht, die allmälig zu einer so bewunderungswürdigen Höhe stieg, zu betrachten sind. —

Das Streben dieser nordsächsischen und der Markgrafen von Meißen und der Lausitz war vornemlich dahin gerichtet, die ..wohnenden Slaven zu unterwerfen und sie dadurch und durch die Bekehrung zum Christenthume mit germanischer Sitte und Eigenthümlichkeit zu befreunden. Indeß glückte dasselbe nur mit dem Sorbenstamme; die Obotriten und Leutizen dagegen weigerten sich standhaft, mit ihrem alten Glauben auch ihre Freiheit hinzugeben. Und dies darf nicht befremden. Denn diese heidnischen Slaven für das Christenthum durch Belehrung zu gewinnen, daran war bei der Rohheit des Volks und der geringen Kenntniß ihrer Sprache nicht zu denken; Alles was man von ihnen erreichen konnte, beschränkte sich auf die Beobachtung der äußeren, theils gar nicht, theils mißverstandenen Gebräuche, und da die Neubekehrten dieselben noch dazu mit der Entrichtung des Zehnten von ihren Heerden und Ländereien bezahlen mußten, so sahen sich die Markgrafen gezwungen, das Schwert zur Hand zu nehmen, um die so wenig willkommene, gar nicht gewürdigte Gabe bei ihnen zu befestigen. Mit Ingrimm und Haß griffen nun auch die Bedrohten für ihre alten Götter und ihre Freiheit zu den Waffen und führten sie, da die anderweitig beschäftigten deutschen Könige diesen Kämpfen nur eine vorübergehende Aufmerksamkeit zuwenden konnten, nicht ohne Nachdruck. Ihre Abneigung gegen die aufgedrungene Lehre war so groß, daß die Obotriten und Leutizen einen ihrer Fürsten, Gottschalk, welcher in der Mitte des 11ten Jahrhunderts ein großes wendisches Reich errichtet hatte, erschlugen, weil er zu derselben sich bekannte. Unter diesen Umständen konnten auch die zu Brandenburg und Havelberg gegründeten Bisthümer nur einen schwankenden Bestand haben und wenig für
946. die Bekehrung der angrenzenden Slaven thun. Erfolgreicher erwiesen sich die von Polen angeregten Versuche, die slavischen Pommern an der Ostsee dem Christenthume zu gewinnen. Unterstützt von dem mächtigen Polenherzoge Boleslaw gelang es dem emsigen Otto von Bamberg, das Heidenthum bei diesem Volke theilweise zu unterdrücken, freilich weniger durch Lehre und Wort, als durch reiche Geschenke und das Versprechen der Verminderung des an Polen zu zahlenden Tributs. Dagegen ließen sich die Obotriten und Leutizen weder durch Güte, noch durch Gewalt zur Annahme des Christenthums bewegen. Denn die Markgrafen von Nordsachsen sahen in der Regel weit mehr auf die Entrichtung des Tributs als auf die Befestigung des neuen Glaubens; und wenn auch zuweilen ein kriegerischer Zug durch die heidnischen Lande unternommen und einige Götterbilder umgestürzt wurden, so kehrte doch schnell der frühere Zustand zurück, weil man es unterließ, ihre angestammten Fürsten und ihre sonstigen Einrichtungen ihnen zu nehmen. Dies blieb bis nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts, wo ein kühner Mann den Grund zu einer dauernden Umgestaltung der Verhältnisse legte.

§ 2. Die Mark Brandenburg unter den askanischen oder anhaltischen Markgrafen.

Es war dies Albrecht der Bär, der Sohn des Grafen Otto von Ballenstädt, ein Sprößling des sehr alten Hauses der Grafen des Schwabengaues, welches von der Burg Anhalt den Namen entlehnte. Kühnheit und Tapferkeit zeichneten ihn vor Vielen aus und er verdankte diesen Eigenschaften die Erwerbung der Markgrafschaft Niederlausitz. Bald strebte er nach größeren Besitzungen. Aber Kaiser Lothar begünstigte nicht ihn, sondern das welfische Haus, und als sich Albrecht eigen-
1031. mächtig bewies und den vom Kaiser mit der Nordmark belehnten Udo von Freckleben tödtete, verlor er auch die zuerst erlangte Erwerbung. Nur durch treue Dienste konnte Albrecht die Gunst des Kai-
1033. sers und nach dem Tode Konrads von Plötzkau die Belehnung mit der Nordmark gewinnen. Des Ehrgeizigen Wünsche waren indeß dadurch nicht befriedigt: er trachtete fort und fort nach dem Her-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zogthume Sachsen und wähnte am Ziele seiner Wünsche zu stehen, als nach Lothars Ableben der Hohenstaufe Konrad III. dem ihm verhaßten Welfen Heinrich dem Stolzen seine Herzogthümer Baiern und Sachsen absprach und das letztere Albrecht dem Bären übertrug. Aber dieser konnte sich weder gegen seinen Gegner, noch gegen dessen Sohn, Heinrich den Löwen behaupten; beschränkt auf den Besitz der Nordmark blieb ihm nur die von Konrad III. eröffnete Aussicht, seine Macht durch Eroberungen in den slavischen Ländern auf dem rechten Elbufer zu erweitern. Er unternahm diese mit seinem gewohnten kühnen Sinn und gewann nach blutigen, langwierigen Kämpfen endlich den Hauptort der Heveller, Brandenburg, weshalb er sich fortan Markgraf von Brandenburg nannte. Da die Abhängigkeit von den sächsischen Herzogen aufgehoben war, konnte Albrecht hier mit uneingeschränkter Macht schalten und er that dies in durchgreifender Weise, aber nicht ohne bemerkenswerthe Einsicht. Wie vordem die Markgrafen in dem Sorbenlande, so nöthigte auch er jetzt die bezwungenen Slaven, mit dem Christenthume zugleich die deutsche Oberherrschaft anzunehmen oder den väterlichen Boden zu verlassen. Den slavischen Adel aber gewann er seinem Interesse dadurch, daß er ihm dieselben Rechte ertheilte, welche der ins Land gezogene und mit slavischem Gut belehnte deutsche Adel besaß; ja er erreichte es sogar, daß jener allmälig seiner Abkunft entfremdet wurde und mit deutscher Art und Sitte auch deutsche Namen annahm. Die eroberten Länder aber waren durch die langen verheerenden Kriege öde und entvölkert und des Fürsten Sorge mußte vornemlich darauf gerichtet sein, die Verluste zu ersetzen. Albrecht verstand dies wie kein Fürst seiner Zeit. Er wußte Holländer, Flamänder, Westphalen und andere Deutsche, welche durch Krieg und mannigfache Unfälle herabgekommen, aber thätig und betriebsam waren, zum Einzug in seine Lande zu bewegen und gewährte ihnen den Schutz und alle die Einrichtungen, welche sie in glücklichen Tagen in ihrer Heimath genossen hatten. Der Sinn des Fleißes und der Ordnung, welcher in diesen Germanen lebte, schuf die verödeten Bezirke schnell in blühende Landschaften um und die Erfolge ihrer Thätigkeit konnten nicht ohne Einwirkung bleiben auf die slavischen, unter ihnen lebenden Bewohner. Es näherten sich diese gleichfalls der germanischen Weise des Lebens und bald erhoben sich neben den Dörfern auch mauerumgebene Städte und durch diese allmälig Handel und Gewerbe. So wurde die Herrschaft des Hauses Anhalt in diesen überelbischen Territorien um so befestigter, da die deutschen ins Land gezogenen Kolonisten nur bei der Fortdauer derselben auf eine glückliche Zukunft rechnen durften.

1142. 1157.

Albrechts ältester Sohn, Otto I., folgte ihm in der Regierung der Marken. Vergebens hatte der Vater nach der herzoglichen Würde in Sachsen gestrebt: sie fiel an seine Nachkommen, ohne daß dieselben eifrig um ihren Besitz bemüht waren, als Heinrichs des Löwen Eigennutz und Stolz ihm die Acht des Kaisers und den Verlust seiner Herzogthümer zuzog. Das freilich sehr verringerte Sachsen ertheilte Friedrich Barbarossa dem zweiten Sohne Albrechts des Bären, Bernhard; Baiern aber kam damals an das wittelsbachische Haus. Ueberhaupt erwies sich das hohenstaufische Kaisergeschlecht unserm Markgrafen sehr geneigt, und derselbe Friedrich übertrug Otto I. und seinen Nachfolgern die Erzkämmererwürde auf den Reichstagen und fast gleichzeitig auch die Oberlehnshoheit über Pommern. Indeß wurde es Otto II. nicht leicht, die Anerkennung dieses Rechtes bei den Betheiligten durchzusetzen. Denn einmal konnte den pommerschen Herzogen wenig daran liegen, sich zu Vasallen der brandenburgischen Markgrafen zu erklären, da sie früherhin völlig unabhängig gewesen; dann richteten eben damals die dänischen Könige Waldemar I. und seine Nachfolger Kanut VI. und Waldemar II. ihre Waffen gegen die Südküstenländer der Ostsee. Markgraf Otto konnte nicht nur nicht hindern, daß die pommerschen und meklenburgischen Fürsten von den Dänen bezwungen, die Oberhoheit Kanuts VI. anerkennen mußten, sondern sah sich auch bald selbst, da dieser nach Erweiterung seiner Eroberungen an dem Oderufer strebte, mit ihm in offene Kämpfe verwickelt. Obwohl er nun weder ruhm- noch erfolglos stritt, erreichte er doch fast nichts mehr als die Abwehr der Fremdherrschaft; dagegen fielen unter Waldemar II. die sämmtlichen Küstenländer von Lübeck bis an den finnischen Meerbusen unter dänische Hoheit, von welcher sie erst befreit wurden, als es dem kühnen, mit Otto II. verbündeten Grafen Heinrich von Schwerin gelang, den Dänenkönig gefangen zu nehmen und ihn zur

1170. 1180. s. 1184. 1186. 1221.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verzichtung auf diese Eroberungen zu zwingen. — Nicht unerwähnt darf bleiben, daß eben der Markgraf Otto II., welcher so muthig den dänischen Eroberungsplanen entgegentrat, noch wenige Jahre
1196. vor seinem Tode alle seine Besitzungen in der Altmark und im größten Theile der Neumark dem Erzstift Magdeburg zu Lehen antrug und zwar für minderjährige nicht nur, sondern auch für weibliche Erben. Die Rücksicht auf die dänische Uebermacht und auf den Umstand, daß er nur einen Bruder und keine Kinder hatte, mag zu diesem auffallenden Schritte, der übrigens in seiner Zeit nicht beispiellos war, nicht wenig beigetragen haben; denn der Markgraf hoffte durch den Schutz des magdeburger Erzstiftes die Lande sicherer seinem Hause zu erhalten. Es wurde indeß dieses Lehensverhältniß die Quelle vielen Zwistes zwischen den brandenburgischen Markgrafen und den magdeburger Erzhirten, bis dasselbe von dem hohenzollerschen Kurfürsten Friedrich II. (1449) durch
1205. Vertrag beseitigt wurde. Otto II. starb 1205 und es folgte ihm sein Bruder Albrecht II. und auf diesen dessen Söhne Johann I. und Otto III.

Diese beiden Markgrafen waren noch minderjährig, als ihr Vater Albrecht II. starb; mit großer Einsicht führte ihre Mutter, Mathilde von Meißen, welche Ruhland und Kamenz zu Brandenburg gebracht, die Vormundschaft über sie. Als sie herangewachsen waren, entwickelte sich ihr kühner, kriegsgewandter Sinn; mit allen Nachbaren, besonders dem Erzbischofe von Magdeburg und dem Bischofe von Halberstadt hatten sie Fehden; aus keiner schieden sie ohne Ruhm und Ehre. Die Marken nehmen unter ihnen zu an Umfang und das Ansehen der Fürsten stieg in gleichem Grade. Ihre Anhänglichkeit an das hohenstaufische Haus konnte weder des großen Friedrichs II. Unglück, noch die furchtbaren päpstlichen Bannbullen unterdrücken; sie wendeten sich erst von demselben ab, als Konrad IV. Deutschland aufgebend nach Italien zog und nicht mehr zurückkehrte. Dann entschlossen sie sich auf dringendes Ersuchen ihres Schwagers, des Herzogs Otto von Braunschweig, den König Wilhelm von Holland, der eine Nichte der brandenburgischen Markgrafen, eine Tochter dieses Herzogs Otto geheirathet hatte, anzuerkennen, wofür sie mit manchen Handelsvorrechten in Seeland und Holland und der Anwartschaft auf Sachsen belohnt wurden. Beide Markgrafen handelten in brüderlicher Eintracht und verfochten selbst mit Aufopferung der eine die Interessen des andern. Otto III. gewann durch die Vermählung mit Beatrix, der Tochter des böhmischen Königs Wenzel, die Städte Görlitz, Bautzen, Lauban, Löbau mit ihren Bezirken in der Lausitz. Bald erstrebten und erlangten die Markgrafen weiteren Besitz. So brachten sie das Land Lebus (am rechten Spreeufer bis zur Oder und über dieselbe hinaus), welches um die Mitte des 13ten Jahrhunderts im Besitz des Herzogs Boleslaus des Wilden von Liegnitz war, aber von dem Erzbischofe von Magdeburg in
1250. Folge einer Schenkung des Kaisers Friedrich II. angesprochen wurde, als Pfandschaft an sich, und
1253. legten hier Frankfurt an der Oder an. Von Pommern gewannen sie nach harten Kämpfen mit den Herzogen des Landes (von Pommern-Stettin und Pommern-Demmin) die Anerkennung der brandenburgischen Lehnshoheit, das Land Stargard und (für das ihnen unrechtmäßig entrissene Fürstenthum Wolgast) die Uckermark, wo Friedland, Neubrandenburg und Lychen angelegt wurden. Auch von Meklenburg rissen die tapfern Markgrafen Stücke los. Ungleich bedeutender indeß war die Einverleibung des Landes Slavien in die Mark Brandenburg. Es umfaßte dieses sumpfige Moorland, welches lange Zeit ein Streitapfel zwischen Pommern und Polen gewesen, die Gebiete auf dem rechten Oderufer an der Netze, Drage und Warthe und enthielt fast nichts, was die Begierde des Eroberers hätte reizen mögen. Häufige Einfälle seiner Bewohner in die Nachbargebiete führten Johann und Otto auf den Gedanken, durch die Unterjochung derselben ihren Staaten Ruhe und Erwei-
1257. terung zu verschaffen. Nach einem Siege über die Polen wurde die Stadt Landsberg und bald andere, Beerwalde, Königsberg, Arnswalde angelegt. Zu diesen Besitzungen, welche das Schwert gewonnen, wurden andere auf friedlichem Wege erlangte (das Santhok, das Heirathsgut der Konstanze, der Tochter des Polenherzogs Przemyslaus, welche mit Konrad, einem Sohne Johanns I., sich vermählte, und Sternberg in Schlesien) geschlagen, und daraus die Neumark gebildet, während der bisher mit diesem Namen bezeichnete Landestheil der Mark fortan die Benennung Mittelmark

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erhielt. Trotz dieser vielen Kämpfe gewannen die kriegerischen Fürsten noch Zeit, den deutschen Orden und den König von Böhmen, Ottokar, ihren Schwager, in den Kriegen mit den heidnischen Preußen zu unterstützen und versäumten nicht die Sorge für das innere Gedeihen und Emporkommen der vielen Landschaften. In dieser Beziehung traten sie in die Fußtapfen Albrechts des Bären: sie legten an vielen Orten Städte an, beförderten weise die Ansiedelung zahlreicher deutscher Kolonisten in ihren slavischen Territorien und sorgten für die Sicherheit des Lebens und Eigenthums durch strenge Unterdrückung des Raub- und Fehdewesens. — Es konnte nicht fehlen, daß eine so ausdauernd glückliche und ruhmvolle Thätigkeit das Ansehen der beiden Fürsten im ganzen Reiche hob und nicht zu verwundern ist es, wie sogar ein Theil der Reichsstände beim Tode Wilhelms von Holland ernstlich 1256.
daran dachte, die Kaiserkrone Otto III. anzutragen — eine Auszeichnung, welche dieser aus guten Gründen ablehnte. Die zunehmende Schwäche und das Auseinanderfallen des Reichs schadete aber der Blüthe der Marken wenig, weil die einzelnen Fürsten schon damals consequent an der Begründung ihrer Landeshoheit zu arbeiten anfingen und das Schicksal der Provinzen überhaupt ungleich mehr von den Fürsten als von dem ohnmächtigen Reichsoberhaupte bestimmt wurde.

Kurz vor ihrem Tode theilten Johann I. († 1266) und Otto III. († 1267) die weit ausge- 1267.
dehnten Besitzungen unter ihre Söhne, deren der erste sechs, Otto vier hinterließ. Das schwierige Geschäft wurde nicht nur mit seltener Einigkeit vollführt, sondern es störte auch die Zersplitterung der brandenburgischen Lande in so viele Theile nicht das Zusammenhalten und die Eintracht der Fürsten, was damals sehr gewöhnlich war und in Pommern und Polen namentlich zu unerhörter Zerrüttung der Staaten führte. Der Gedanke, daß trotz der vielfachen Theilung die Marken dennoch ein Ganzes bilden sollten, schwand den anhaltischen Markgrafen selbst in stürmischen Zeiten nie aus dem politischen Gesichtskreise, und so geschah es, daß nicht nur alle Fehden mit gemeinschaftlichen Kräften ausgefochten wurden, sondern auch der Wohlstand des Landes in einem steten Steigen begriffen war. Unter allen Nachkommen der beiden obengenannten Markgrafen ragte namentlich Otto IV. mit dem Pfeil oder der Minnesänger, ein Sohn Johanns I., durch kühnen, kriegerischen Sinn und fast nicht minder durch Empfänglichkeit für Dichtkunst und Liebe zu den Wissenschaften hervor. Ueber jenen hatte namentlich das Erzstift Magdeburg zu klagen. Markgraf Otto IV. wünschte, was damals bereits Sitte zu werden anfing, seinen jüngern Bruder Erich mit einem ansehnlichen geistlichen Fürstenthume, und zwar mit dem Erzbisthum Magdeburg zu versorgen; das Domkapitel aber wählte Günther von Schwalenberg. Vergebens boten die Priester dem erzürnten Fürsten ein nicht unbedeutendes Abstandsgeld: er meinte mit den Waffen in der Hand seinen Willen durchsetzen zu können, begann Krieg, hatte aber das Unglück, in der blutigen Schlacht bei Frose in 1278.
die harte Gefangenschaft des Erzbischofs zu gerathen. Es gelang seiner Gemahlin, die Domherren zu 10. Jan.
bestechen und durch deren Einfluß bei Günther die Lösungssumme auf 4000 Mark festzustellen. Ein von dem Minister Johann von Buch zu Tangermünde entdeckter (voreinst von Johann I. für Nothfülle aufgesparter) Schatz gewährte die Möglichkeit, die bedeutende Zahlung zu leisten; sofort aber eröffnete der befreite Otto IV. den Kampf von Neuem und setzte zuletzt, unterstützt von seinen Brüdern, die Erhebung seines Bruders auf den erzbischöflichen Stuhl durch. Bei dieser aufopfernden 1283.
Thätigkeit für das Interesse Erichs verabsäumten Otto und seine Mitregenten keineswegs die Erhebung und Erweiterung der brandenburgischen Länder, wo sich irgend Gelegenheit dazu darbot. Damals wurden Wernigerode und Pommerellen (das Land zwischen der Persante und Weichsel) brandenburgische Lehen, Krossen pfandweise gewonnen und der Streit zwischen dem unnatürlichen Albrecht von Meißen und seinen Söhnen, Diezmann und Friedrich mit der gebissenen Wange, zum Ankauf der Mark Landsberg, der Pfalz Sachsen und (1302) der Niederlausitz benutzt.

Otto IV. starb 1308. Theils vor ihm, theils bald nach seinem Ableben waren die meisten seiner Brüder und Neffen gestorben, so daß zu Anfang des 14ten Jahrhunderts nur noch wenige Zweige des vor Kurzem noch so zahlreichen Fürstenstammes blüheten. Unter diesen läßt Waldemar, s. 1304.
ein Sohn Konrads I. (des jüngern Bruders Ottos IV.) Alle weit hinter sich zurück; er erscheint

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als der glänzendste nicht nur der Fürsten des anhaltischen Hauses, sondern aller damaligen Fürsten des Reichs. Ihn schreckt keine Gefahr, denn sein Muth und seine tapfere kriegsgewandte Hand zeigt sich jeder gewachsen. Wie er sich dadurch den Ruhm eines tüchtigen Kriegers, so erwarb er sich durch seine Pflege geistiger Bestrebungen den eines Beschützers der Kunst; der glänzende Hofhalt lockte den Adel von nah und fern heran. Seine kriegerische Thätigkeit wendet sich wie die Johanns I. und Ottos III. nach allen Richtungen, hier um die Rechte seines Hauses geltend zu machen, dort eine drohende Uebermacht niederzudrücken oder fremde Unbill zu rächen. Das Herzogshaus von Pomerellen erlischt, und es erheben sich, die brandenburgischen Rechte auf die erledigten Lande mißachtend, der deutsche Orden in Preußen und der Polenkönig Wladyslaw Lokietek, um sich hier anzubauen. Waldemar erscheint und schlägt die Feinde zurück, tritt aber, weil er besorgt, seine Nachkommen möchten die ferne Erwerbung gegen die Macht des Ordens nicht behaupten können,
1309. Danzig, Dirschau und Schwetz für 10,000 Mark Silber an letzteren ab, und kauft dafür Lauenburg, Bütow, Schlawe, Stolpe u. a. Dann schirmt er die bedrängte Stadt Stralsund gegen den übermüthigen, gewaltthätigen Fürsten Witzlaw von Rügen und zagt nicht, als dieser und der gleichfalls verletzte Dänenkönig Erich VI. einen Bund zu Stande bringen, der die Könige von Schweden, Norwegen, Polen und alle umwohnenden deutschen Fürsten gegen den brandenburgischen Markgrafen unter die Waffen ruft. Waldemar, nur von Wratislaw von Pommern unterstützt, wirft sich angreifend zuerst auf den Fürsten von Meklenburg, und demüthigt ihn; dann versucht er sich bei Gransee mit der vielfach überlegenen feindlichen Macht und besteht ruhmvoll, wenn auch nicht entschieden siegreich, bis die verschiedenen Interessen und das Mißtrauen seiner vielen Gegner untereinander das
1317. Glück seiner Waffen noch erfolgreicher machen und den Frieden von Templin herbeiführen, durch den er nichts einbüßt. Gegen Friedrich von Meißen sichert er nicht nur das von Otto IV. Errungene, sondern gewinnt pfandweise noch die Mark Meißen, Dresden, Freiberg und Torgau und von Schlesien neben Sternberg auch Schwiebus und Züllichau. So mächtig und gewaltig wie Waldemar hatte noch kein brandenburgischer Fürst sich erhoben; die Marken standen auf dem Höhepunkte ihrer äußern
1319. Sept. Ausdehnung und ihres innern Wohlstandes, als Waldemar vom Schauplatz abtritt, und die großen Gebiete seinem Vetter Heinrich III. (einem Sohne Heinrichs II. und Enkel Johanns I.), dem bisherigen Besitzer der Mark Landsberg und Sangerhausen, dem einzigen noch übrigen Sprößling der brandenburgischen Anhaltiner überläßt.

§ 3. Die östlichen Provinzen, Preußen (Polen).

Während in den Gebieten zwischen der Elbe und Oder durch die Thätigkeit und die politische Einsicht der brandenburgischen Markgrafen ein ansehnlicher Länderkranz zu einem Staate vereinigt wurde, erhob sich im benachbarten Osten an den Ufern der Weichsel eine nicht minder bedeutende Macht durch die Tapferkeit des deutschen Ordens. Auch hier wohnten, wie oben erwähnt wurde, Völker slavischen Ursprungs, und lange vorher, ehe Albrecht der Bär seine Schöpfung an der Elbe und Havel begann, war unter jenen ein mächtiges Reich entstanden, das Polnische. Die Sagen von Lech und Piast, der c. 840 dem Pfluge entnommen und zur Herzogswürde erhoben wurde, der speziellen Forschung überlassend, bemerken wir für unsern Zweck nur, daß durch Mieczyslaws Annahme des Christenthums, wozu ihn seine Gemahlin Dombrowka aus böhmischem Fürstenstamme veranlaßte, der Samen zu einer edleren Gestaltung des politischen und gesellschaftlichen Daseins gelegt wurde. Mieczyslaw gründete zur Befestigung des neuen Glaubens das Bisthum Posen und erscheint überhaupt in seinem Verfahren mit einer Macht ausgerüstet, welche mit der frühern Stellung ähnlicher slavischer Fürsten und der schrankenlosen Priestergewalt in seltsamem Widerspruch steht, jedoch durch die häufigen, des Anführers Gewalt mehrenden Kriege und die Eigenthümlichkeit des Christenthums,
992—1025. welches den Unterthanen Gehorsam gegen die Fürsten gebietet, erklärt wird. Sein Sohn Boleslaw I. Chrobry, ein kühner, kriegerischer Fürst erweiterte das Reich durch Eroberung von Schlesien, Klein-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

polen, Pommern, Preußen, ja er trug seine siegreichen Waffen bis an den Dniepr, und der deutsche Kaiser Heinrich II. konnte ihm auf der andern Seite seine Beute, Meißen und die Lausitz nicht entreißen. Schon unter Boleslaw, der selbst mehrere Bisthümer, auch das Erzstift Gnesen gründete, 1000.
hört die Abhängigkeit der polnischen Bisthümer von der Metropolitangewalt des Erzbisthums Magdeburg durch Otto III. auf. Aber mit seinem Tode sank dieser hohe Glanz und die Macht des polnischen Reiches auf Jahrhunderte. Denn obwohl Boleslaws Sohn, Mieczyslaw II., der den vom Vater angenommenen Königstitel fortführte, noch einen verheerenden Einfall nach Deutschland machte, so brachen doch, als er starb, große Unruhen aus. Die Königin Richenza floh mit ihrem Sohne Kasimir vor dem Haß der Polen nach Deutschland; die hart gedrückten Leibeigenen erhoben sich wie die unterworfenen Völker; Maslaw, des verstorbenen Königs tapferer Mundschenk riß Masovien an sich und der Böhmenherzog fiel verwüstend ins Land ein. Die innere Ruhe und das fast vernichtete Christenthum konnten erst nach Kasimirs Rückkehr wieder hergestellt, alle Länder aber nicht wieder- c. 1042.
erobert werden. Boleslaw II., sein Sohn, mußte das Land verlassen, weil das Volk, erzürnt über die von ihm begangene Ermordung des Bischofs Stanislaus von Krakau, sich gegen ihn erhob. 1079.
Doch gelang es seinem Bruder Wladyslaw I. und namentlich dessen Sohne, Boleslaw III., die Pommern zu unterwerfen und sie durch den frommen Bischof Otto von Bamberg zum Christenthume 1125.
zu bekehren.

Bei seinem Tode theilten seine vier Söhne das Reich; indeß blieb dem ältesten, Wladyslaw von Krakau, eine Art Oberhoheit über die andern Reichstheile. Die Weise, wie Wladyslaw diese übte, mißfiel den Polen: sie trieben ihn aus dem Lande und übertrugen die Gewalt seinem Bruder 1145.
Boleslaw IV., der indeß von Kaiser Friedrich I. genöthigt wurde, den Söhnen des Entthronten, Boleslaw, Mieczyslaw und Konrad, einen Theil des väterlichen Erbes herauszugeben. Sie empfingen 1163.
Schlesien, welches Land zwar immer noch als zu Polen gehörig betrachtet, aber nie mehr eigentlich mit diesem Reiche vereinigt und allmählig deutscher Art, Sitte und Herrschaft gewonnen wurde. Neben Schlesien bestanden Krakau, Großpolen und Masovien als besondere Herzogthümer. Sie sollten ein Ganzes bilden, aber die heftigste Zwietracht der Fürsten untereinander zerrüttete auf eine entsetzliche Weise diese Lande, so daß ihr Zustand in dieser Zeit als ein höchst beklagenswerther erscheint. Die Verwilderung der Stämme nahm in hohem Grade zu und bessere Fürsten, wie Kasimir der Gerechte, der jüngste Sohn Boleslaw III., waren zu selten und regierten zu kurze Zeit, als daß auch nur der Grund zum Besseren gelegt werden konnte. Als er starb, nahm von seinen 1206.
Söhnen Konrad Masovien, Leszek Krakau; ihr Oheim Mieczyslaw III. suchte vergeblich ihnen ihr Land abzudringen. Konrads Lage war durch die Nachbarschaft der wilden heidnischen Preußen eine sehr gefährliche; denn öftere Einfälle derselben verwüsteten sein Gebiet dermaßen, daß er sehnlich wünschte, dieses Volk, welches dauernd zu unterwerfen die polnischen Herzoge bisher vergebens versucht hatten, dem Christenthume und dadurch einer edleren Sitte zu gewinnen. Schon manche Versuche waren gemacht worden, dieses Ziel zu erreichen, aber alle waren gescheitert an der Hartnäckigkeit der tapfern, von den Christen so oft verletzten Preußen. Eben damals war es Albert, einem ehemaligen Bremer Domherrn, einem Manne von Einsicht und Entschlossenheit, gelungen, das Christenthum in Liefland dauernd zu gründen. Ein zahlreicher Kreuzzug hatte die am meisten Widerstrebenden niedergeworfen, dann war Riga an der Düna angelegt und ein großer Theil des Landes an die Kreuzfahrer zu Lehen vertheilt worden. Was so gewonnen worden, sollte durch einen neugegründeten Ritterorden für alle Zeit befestigt werden, und Albert stiftete daher den Orden der Brüder der Ritterschaft Christi, welchen Innocenz III. bestätigte. Die Ritter nannten sich auch Schwertbrüder, weil neben dem Kreuz der übrigen Orden noch ein Schwert auf ihren Mantel gestickt war. Den Bestrebungen dieser Verbrüderung und des umsichtigen Bischofs Albert gelang nun die Christianisirung des ganzen Striches an der Ostsee, vom finnischen Meerbusen bis an die Grenze der Preußen, und der Bischof besaß Liefland als ein freies Fürstenthum, ohne dem Orden eine besondere Macht zu gestatten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dieser glückliche Erfolg erweckte in Christian, einem Mönche aus dem Kloster Oliva, ausgezeichnet durch Sprachkenntnisse, einen untadeligen Wandel und Unternehmungsgeist, den Gedanken, mit gleichen Mitteln und in ähnlicher Weise dasselbe in Preußen zu erreichen. Konrad, der masovische Herzog, ein Fürst ohne alle sittliche Haltung, im Glück übermüthig und grausam, bei Unfällen feig und ohne Rath und deshalb außer Stande, selbst etwas für die Sicherung seiner Lande gegen die rohen, ihre Götter wie ihre Freiheit liebenden Preußen zu thun, verhieß Christian alle mögliche Unterstützung bei dem Werke und wirklich mißlangen die ersten Versuche nicht ganz. Viele Preußen
s. 1208. ließen sich taufen und Christian gewann die Bischofswürde. Aber die Mehrzahl des Volkes, in der Meinung, daß mit der neuen Lehre auch die Knechtschaft über das Land kommen würde, wie das an andern Orten geschehen war, widersetzte sich dem Beginnen heftig und unternahm einen verheerenden Einfall nach Masovien. Jetzt beschloß der Bischof, seinen Bekehrungsversuchen durch einen Kreuzzug mehr Nachdruck zu verschaffen, und entbot mit päpstlicher Bewilligung viele deutsche Fürsten (Herzog Heinrich den Bärtigen von Breslau, Herzog Suantepolk von Pommern, die Bischöfe von Breslau und Lebus) zur Unterstützung. Mit ihrer Hülfe ward nun freilich ein Landstrich an der Weichsel, das Kulmerland gewonnen, aber nur auf kurze Zeit; denn nach dem Abzuge des Kreuzheeres fielen die Preußen über die Anlagen her, zerstörten Alles und verheerten aufs Neue Masovien. Eben so geringen Erfolg hatte die von dem unermüdlich thätigen Bischof veranlaßte Stiftung eines neuen Ordens, der Ritter Christi oder der Ritterbrüder von Dobrin. Er wurde in einer Schlacht in der Nähe des heutigen Straßburg von den Preußen fast ganz vernichtet und konnte sich nie wieder erholen. Da kam Christian auf den Gedanken, den deutschen Orden, an dessen Spitze damals der große Hochmeister Hermann von Salza stand, zum Beistande anzurufen. Eben war Kaiser Friedrich II. im Begriff, den längst gelobten Zug nach dem Morgenlande anzutreten, und Hermann bot Alles auf, denselben zu unterstützen, weil auch für den Orden viel von dem Gelingen desselben abhing. In diesem Augenblicke kam die Gesandschaft von Herzog Konrad von Masovien und dem Bischofe Christian von Preußen, welche den Fürsten um die Unterstützung des Ordens ersuchte. Der Antrag war wichtig, denn er enthielt das Anerbieten des Löbauer und Kulmer Landes, wenn der Kampf gegen die Preußen gelänge: ein schöner Gewinn, den der Hochmeister nicht ohne Weiteres abweisen durfte. Auf der andern Seite war es mißlich, die Kräfte zu theilen, welche damals für die Behauptung des Orients nothwendig concentrirt werden mußten. Gingen aber die Besitzungen im Morgenlande verloren, dann mußte dem Orden der Besitz eines Landes, wie des angetragenen sehr erwünscht sein. Demgemäß schickte Hermann, nachdem er sich von seinem Freunde und Gönner Friedrich II. die Schenkung hatte bestätigen und die Stellung eines Fürsten des römischen Reichs hatte zusichern lassen, einstweilen zwei Ritter mit achtzehn reisigen Knechten nach Polen. Sie sollten die Lage der Dinge an Ort und Stelle untersuchen und eine förmliche Schenkungsurkunde vom Herzog Konrad sich ein-
1226. händigen lassen. Dies geschah, und die Ritter erbauten nun die erste Burg Vogelsang am linken Ufer der Weichsel, in der Nähe von Thorn. Größere Aussichten wurden für die Christianisirung des Landes gewonnen, als Hermann Balk, ein ebenso einsichtsvoller als kriegskundiger Held als Land-
1227. meister mit einer Anzahl Ritter und Reisiger, vom Hochmeister abgeschickt, an der Weichsel erschien und nun eifrigst an der Unterwerfung des Landes arbeitete. Nachdem Konrad nochmals dem Orden das Land zwischen der Weichsel, Ossa und Drewenz urkundlich zugesichert hatte (später dehnte er die Schenkung auf alle noch zu machenden Eroberungen aus), wurde eine neue Burg Nessau erbaut; doch hinderte Anfangs die geringe Zahl der Krieger, welche dem Landmeister zu Gebote standen, ein weiteres Umsichgreifen, zumal da auch Konrad anderweitig beschäftigt (im Kriege mit den Söhnen seines Bruders Leszek) die Kämpfenden nicht unterstützen konnte. Nachdem aber der Hochmeister aus dem Orient zurückgekehrt war und durch den Vertrag von San Germano das gute Vernehmen zwischen Kaiser und Papst hergestellt hatte, erließ dieser den Aufruf zu einem Kreuzzuge gegen die
1232. heidnischen Preußen. Die Ankunft der Wallbrüder gab die Losung zum Ausbruch des Kampfes und zur Gründung der Herrschaft des Ordens. An der Sirguna wurde die erste für denselben glückliche,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber höchst blutige Schlacht geschlagen und dann fortgefahren in der Anlage der Burgen, durch welche allein die bezwungenen Territorien im Gehorsam erhalten werden konnten. So erhoben sich die Burgen Thorn, Kulm und Marienwerder und neben ihnen die Städte gleichen Namens. Es waren zumeist deutsche Ansiedler, welche sich in diesen Städten niederließen und vom Orden in den Handfesten dieselben städtischen Einrichtungen bestätigt erhielten, welche sie in der deutschen Heimath gehabt hatten. Diesen Ansiedelungen ist vornemlich die Kultivirung der durch das Schwert der Ordensritter errungenen Landschaften zuzuschreiben. Der Kampf mit dem tapfern, freiheitsliebenden Volke war übrigens nichts weniger als leicht, ja es ist unzweifelhaft, daß ohne den steten, durch die päpstlichen Ermahnungen erwirkten Zuzug deutscher Kreuzfahrer der Orden schwerlich so schnelle Fortschritte hätte machen können, wenn ihn auch die ihm einwohnende feste sittliche Haltung, der Sinn für Entbehrungen aller Art, die Kampfeslust und der Glaubenseifer selbst in den gefährlichsten Verhältnissen nie ermatten ließ. Günstig indeß war es für den Orden, daß er nie das ganze Volk der Preußen sich gegenüber in den Waffen sah, sondern immer nur einzelne Stämme unter ihren Reiks, die dann leichter dem geübteren Schwerte der Ritter erlagen. Nicht wenig wurden des Ordens Unternehmungen gefördert, als durch des Papstes Vermittelung eine Vereinigung desselben mit den Dobriner Brüdern und den Schwertrittern in Liefland erfolgte. So schien es nun, als würden die 1237.
sämmtlichen Länder der Südostküste des baltischen Meeres germanischer Bildung nicht entgehen können.

Während der Orden unter dem trefflichen Hermann Balk mit Eifer dieses Ziel verfolgte, trugen sich im fernsten Osten Ereignisse zu, welche nicht ohne durchgreifende Einwirkung auf die Länder an der Weichsel und Oder blieben und leicht jene Plane für immer hätten zertrümmern können. Es brachen nämlich die furchtbaren Mongolen, die entsetzlichen Zerstörer aller Bildung, auch über Europa aus Asien herein. Die russische Macht sank vor ihnen in traurige Trümmer, es sank auch die unter Bela IV. eben emporkeimende Kraft Ungarns, und die Schaaren Polens wurden bei Krakau gebrochen. Ihre Reste flohen eiligst vor den unmenschlichen Siegern nach Westen; aber bei Liegnitz auf der Wahlstatt führte Herzog Heinrich der Fromme von Schlesien sein Volk und Polen und Ordensritter den Mongolen entgegen — eine geringe Zahl gegen die unübersehbare Masse, aber voll Muth und Tapferkeit. Dennoch erlagen sie nach einem blutigen Kampfe; aber dieser lehrte die Ueberwinder, 9. April
daß ein anderes Volk und Land als in Asien sich ihnen fortan entgegenstellen würde, und als nach 1241.
dem Schlachttage König Wenzel von Böhmen ein neues Heer gegen sie führte, da wendeten sie um und Khan Octais Tod rief sie bald ganz nach dem Osten zurück. Wo sie gehaust, ließen sie Wüsteneien zurück; in den entvölkerten slavischen Ländern siedelten sich Germanen, einen schönen Ersatz bringend, in großer Zahl an.

Am Schauplatze der Eroberungen des Ordens war die Gefahr vorübergegangen; als sie entfernt war, begann er sein Werk, unterstützt durch Kreuzfahrer aus Deutschland, mit erneutem Eifer. Neben dem Kampfe mit dem tapfern Preußenvolke hatte er schon geraume Zeit einen fast nicht minder hartnäckigen mit der anmaßenden Geistlichkeit, an deren Spitze der hierarchisch gesinnte Christian stand, auszufechten; doch stand ihm darin der päpstliche Stuhl schlau bei. Endlich nachdem eine von dem tapfern, listigen Herzog Suantepolk von Hinterpommern hervorgerufene und unterstützte Empörung der Preußen nach langen, hartnäckigen Kämpfen unterdrückt worden, kam ein Friede mit 1249.
ihnen zu Stande, der ihnen gegen Annahme des Christenthums, Abschaffung aller heidnischen Gebräuche und die Anerkennung der Hoheit des Ordens die Freiheit und das Recht, Eigenthum zu besitzen, gewährte. Das Kulmerland, Pomesanien und Ermland gehorchten jetzt der Herrschaft des Ordens. Schon seit 1243 waren in diesen drei Landschaften Bisthümer eingerichtet. — Aber noch lange ruhten die Waffen nicht, denn andre Landschaften wie Samogitien, Sudauen u. a. wahrten unter der mächtigen Einwirkung ihrer Priester oder Griwen neben ihrer Freiheit den alten Götterdienst. Sofort begann nun der Kampf gegen sie, den der Böhmenkönig Ottocar mit andern Fürsten durch einen mächtigen Zuzug unterstützte. Ihm zu Ehren wurde in dem neueroberten Lande eine Festung „Königsberg" errichtet, um welche dann später die Stadt gleichen Namens entstand. Diese

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

neue Erweiterung der Herrschaft des Ordens aber, so wie der Druck, den die Ritter übten, indem sie die Einwohner zu harten Frohnden beim Burgbau nöthigten, überhaupt aber das Elend derselben in dem durch die langjährigen Kriege verwüsteten Lande rief eine Empörung der Preußen hervor, welche den Orden von seiner Höhe herabstürzte, ja ihn fast an den Abgrund des Verderbens brachte. Eine Burg nach der andern ward gebrochen, die Ritter mit ihren Mannen niedergehauen, die Hülfezüge aus Deutschland wurden immer spärlicher und erfolgloser: es schien, als würde es dem hartgedrückten Volke gelingen, den Verzweiflungskampf zu bestehen, ihre Volkseigenthümlichkeit zu retten. Aber dem war nicht so. Das höchste Unglück des Ordens rief auch tüchtige Männer hervor, die durch Beharrlichkeit, Klugheit und Milde, aber auch durch völlige Vernichtung aller Stützpunkte des
1283. Heidenthums endlich die große Gefahr zerstreuten. Mit der Unterwerfung des Sudauerlandes konnte man das ganze Volk als der Herrschaft des Ordens unterthan betrachten.

Im Laufe der Kriege waren Deutsche unter vielfachen Begünstigungen in großer Zahl ins Land gezogen und hatten sich nicht nur als Landbauer, sondern auch in Städten niedergelassen. Es entstanden nach und nach viele Städte in dem Lande, außer den genannten besonders Danzig und Elbing. Von ihnen und dem deutschen Bauernstande ging die Germanisirung des Landes aus. Die Edeln der Preußen, die Whitinge, empfingen zu ihren abgabefreien Erbbesitzungen noch andere vom Orden, für welche sie diesem lehnspflichtig wurden. Die sogenannten Kölmer, freie preußische Gutsbesitzer zahlten wie die deutschen Kolonisten Zehnten und Zins. Das niedere preußische Volk (theils Freilehnsmänner, theils wirkliche Leibeigene), war theils den Ordensrittern, theils den preußischen Edeln zu vielfachen Diensten und Leistungen verpflichtet, ihr Schicksal jedoch im Ganzen nicht härter als das der deutschen Bauern in ihrer Heimath. Die sogenannten Landesritter entstanden aus dem in Preußen angesiedelten deutschen Adel. An der Spitze des Ordens stand ein Landmeister, in wichtigen Angelegenheiten an Rath und Zustimmung der höhern Ordensritter gewiesen. Nach dem Verluste aller Besitzungen des Ordens im Orient wurde das Haupthaus von Accon nach Venedig und
1309. von da 1309 nach Marienburg in Preußen verlegt. Seit dieser Zeit wurde die Herrschaft immer mehr befestigt, die Hoffnung für Polen aber, das für das Binnenland so hochwichtige Gebiet am Meere zu erringen, immer schwächer. —

§ 4. Innere Verhältnisse der Marken.

Die brandenburgischen Lande, unter dem glorreichen Waldemar ein ansehnliches Gebiet, umfaßten die Altmark, die Priegnitz, die Ucker-, Mittel- und Neumark, ferner die ganze Markgrafschaft Lausitz, einen großen Theil der Meißner Mark, die Mark Landsberg, die Pfalz Sachsen, von Schlesien alles Land bis zum Einfluß der Obra in die Oder und Krossen und Sagan, endlich einen bedeutenden Theil von Hinterpommern. Die Bevölkerung in diesen Gebieten, welche die Markgrafen von Brandenburg theils eigenthümlich, theils als Reichslehen und pfandweise besaßen, war nur noch an wenigen Stellen (besonders in Hinterpommern) slavisch, in dem bei weitem größern Theile in Folge der häufigen Kolonisationen überwiegend germanisch, wodurch das slavische Element immer mehr seine ursprünglichen Charakter verlor. Fast in gleichem Grade verminderte sich auch die Gewalt der Fürsten, welche voreinst, als das Slaventhum noch ungebrochen bestand, fast unumschränkt war, bei der Umwandlung in das Germanische aber, zumal durch das Eindringen des Lehenswesens, zum großen Theil auf den Adel überging. Bei der Geringfügigkeit der fürstlichen Einkünfte (theils von den Erbgütern, theils von den Regalien) sahen sich die Fürsten nicht nur bei Kriegen und andern Verlegenheiten *), sondern selbst zur Bestreitung ihrer gewöhnlichen Bedürfnisse an die Unterstützung

*) Die gewöhnlichen Fälle, in denen die Fürsten die Unterstützung der Stände in Anspruch nehmen durften, waren Krieg, Auslösung der verpfändeten Festungen oder des Fürsten, die Ausstattung der Prinzessinnen, Wehrhaftmachung der Prinzen und der Besuch der Reichstage. Die seit 1280 stehende Steuer der Städte verdrängte freilich bei der geringen Ordnung im Staatshaushalt die außerordentlichen Steuern nicht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Adels verwiesen, und dieser bewilligte die Beisteuern oder Beden nie, ohne sich seine alten Rechte bestätigen, erweitern und die Theilnahme an den Berathungen der Landesangelegenheiten zusichern zu lassen. Neben dem Adel und der Geistlichkeit steuerten besonders die Städte bei, welche seit den zahlreichen Einwanderungen in allen Theilen des brandenburgischen Staats entstanden und durch die ihnen von den Fürsten ertheilten Vorrechte und durch Gewerbe und Handel zu Wohlstand, ja nicht selten zu großen Reichthümern gelangten. Die Verwaltung dieser kleinen Gemeinwesen war den Bürgern, welche, persönlich frei, nur einen mäßigen Grundzins entrichteten und dafür das um die Stadt liegende Gebiet empfingen, selbst überlassen; an der Spitze stand ein reichbesoldeter Erbvogt, die Rechtsverhältnisse wurden nach dem von den Fürsten ertheilten Stadtrecht älterer Städte bestimmt. In dieser Beziehung gewann Magdeburg, die erste bedeutende Stadt an der slavischen Grenze eine merkwürdige Berühmtheit; denn eine große Zahl von Städten von der Elbe bis zum Niemen erbaten sich von dieser Stadt rechtliche Aushülfe. Neben Magdeburg waren Berlin, Culm, Breslau, Neumarkt, Greifswalde, Stendal, Salzwedel diejenigen Städte, nach deren Stadtrechten und bürgerlichen Einrichtungen neugegründete Städte ihre innern und äußern Verhältnisse ordneten. Je freier und glücklicher das Leben in den Städten war, um so düsterer erscheint die Lage der Bauern: sie ist bei den Slaven sowohl wie bei den Deutschen eine höchst gedrückte, völlige Leibeigenschaft. Die Zahl der Abgaben, Dienste und Leistungen war ungemein groß, zumal bei den slavischen, und nicht selten wurden sie durch die Habgier und die Anmaßung der fürstlichen Diener bis zum Unerträglichen gesteigert. Für die Zukunft erwuchs den Bauern in deutschen Ländern insofern eine Erleichterung, als mit dem Steigen der Fürstenmacht über die des Adels die Bauern an jener einen natürlichen und nachdrücklichen Schutz fanden, während in den slavischen Staaten, wo eine entgegengesetzte Erscheinung eintrat, ihr unglückliches Loos sich fort und fort verschlimmerte.

Frühzeitig entfaltete sich in den Ländern zwischen der Elbe und Weichsel ein lebhafter, einträglicher Handel. Die Produkte des Landes waren Pelzwerk, Häute, Talg, Speck, Heringe, Fische verschiedener Gattungen, Honig, Wachs, Bernstein, Hopfen, Wolle, welche zu groben Tüchern verwendet wurde. Die bedeutendsten Städte gehörten der Hanse an, welche die Einfuhr der kostbaren Produkte Indiens und Chinas in unsere Länder vermittelte. Sie kamen theils über Buchara, das kaspische Meer, die Wolga herauf nach Moskau und Novgorod, theils von Constantinopel über das schwarze Meer den Dniepr hinauf nach Kiew. Breslauer Kaufleute holten zuweilen selbst die Waaren aus Kiew, ja aus der großen Bucharei; denn der unermeßliche Gewinn stählte gegen die zahllosen Beschwerden und Mühsale der Reisen. Auch mit den niederländischen und belgischen Städten bestand ein lebhafter Verkehr in Wein und feinen Tüchern.

Die Geistlichkeit und die Kirche erlangte in den Ländern der Slaven in kurzer Zeit fast eben solche Reichthümer wie in andern Ländern, nur wurde ihre Stellung hier nicht so unabhängig und selbstständig wie dort, namentlich in Deutschland, was eine Folge war der schon hochgestiegenen Macht der Fürsten, von denen die Kirchen ausgestattet wurden. An heftigen Reibungen zwischen Fürsten und Bischöfen fehlte es nicht, namentlich brachen solche öfter aus über den Zehnten und die Immunität der Kirchengüter. Klöster wurden in großer Zahl errichtet und oft verschwenderisch ausgestattet. Viel Gutes ging in unsern Ländern von ihnen aus: die Urbarmachung des Landes, das Hereinziehen deutscher Kolonisten, die Anlage von Städten und Dörfern; doch gingen sie allmälig auch hier in den verderblichen Charakter über, der sie später in andern Ländern als eine drückende Last erscheinen ließ. Die Bildung, welche in diesen Klöstern und bei den Geistlichen überhaupt gefunden wurde, war eine äußerst dürftige, ärmliche, wie in jenen Jahrhunderten fast überall: Schreiben, Lesen und ein wenig Latein war der ganze Reichthum, den die Klöster und Domschulen darboten. Doch schon im 13ten Jahrhundert gründeten Bürger in den Städten Schlesiens (Breslau, Liegnitz, Brieg u. a.) Schulen aus eigenem Antriebe. Das niedere Volk, zumal der Bauernstand, lebte in schrecklicher Unwissenheit. — Im Uebrigen war der Zustand des Lebens dem gleichzeitigen in Deutschland durchaus analog. Eine unermeßliche Kraft wohnte den Menschen ein, die sich in tapfern Kämpfen, aber auch in bar-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

barischer Rohheit und in Gewaltthaten äußerte, von denen selbst höhere Geistliche nicht verschont blieben. Dies gilt von den Fürsten nicht minder wie von den Edeln; doch war Treue und ritterlicher Sinn nicht durchweg fremd.

Zweiter Abschnitt.

Vom Ausgange der anhaltischen Markgrafen bis zur Reformation, vom Beginn des 14ten bis zum Beginn des 16ten Jahrhunderts.

§ 1. Das baiersche Haus.

Der Tod des großen Markgrafen Waldemar war der herbste Schlag, der die blühenden brandenburgischen Lande treffen konnte. Die benachbarten Fürsten rissen, gleich als wären dieselben erledigt und in dem unmündigen Heinrich von Landsberg und Sangerhausen, dem Sohne Heinrichs II., aus der Linie Johanns I. kein rechtmäßiger Erbe vorhanden, die ihnen zunächst liegenden Landestheile an sich, der König Johann von Böhmen die Oberlausitz, die Herzöge von Glogau den brandenburgischen Antheil von Schlesien, Wratislaw von Pommern-Wolgast die Besitzungen in Hinterpommern, Otto von Pommern-Stettin die Uckermark, der Herzog von Meklenburg die Priegnitz, und Agnes, Waldemars Wittwe übergab ihrem zweiten Gemahl Otto von Braunschweig die Altmark, Landsberg und die Pfalz Sachsen als ihr Witthum, worüber sie in Streit gerieth mit Burchard, dem Erzbischofe von Magdeburg, dem Lehnsherrn gewisser Theile der Mark Brandenburg. Vergebens erklärte der
1320 Jan. König Ludwig der Baier den jüngern Heinrich mündig; sein bald darauf erfolgender Tod machte das
Sept. Uebel nur ärger, indem jetzt ein Verwandter des erloschenen Fürstenhauses, Rudolph von Sachsen (ein Nachkomme Bernhards, des Sohnes Albrechts des Bären), der bisher die Vormundschaft über Heinrich angesprochen, nun als Erbe der brandenburgischen Besitzungen gegen das besser berechtigte anhaltische Haus auftrat. Der große Zwiespalt im Reich (Kampf zwischen Friedrich von Oestreich und Ludwig um das Königthum) ließ kein Eingreifen des Reichsoberhauptes in diese verwirrten Verhältnisse zu, bis die Schlacht bei Mühldorf dem baierschen Ludwig die Obmacht sicherte. Dieser, wie alle Könige Deutschlands seit Rudolph von Habsburg ernstlich darauf bedacht, seinem Königthum durch die Begründung einer angemessenen Hausmacht eine feste Basis zu geben, und dem sächsischen Rudolph deshalb völlig abgeneigt, weil er in dem zeitherigen Kampfe auf der Seite Friedrichs, seines Gegners gestanden, arbeitete daran, die erledigten Marken seinem Hause zuzuwenden und gewann in
24. Jan. der That die Zustimmung der Fürsten des Reichs. Also belehnte er seinen ältesten (8jährigen) Sohn
1324. Ludwig mit der Mark Brandenburg, in der Ausdehnung, wie sie Waldemar besessen hatte. Um den jungen Fürsten gegen die habsüchtigen, abgeneigten Nachbarn zu sichern, verlobte er denselben mit einer dänischen Königstochter Margaretha, und gab ihm in dem Grafen Berthold von Henneberg und Bernhard von Mansfeld erfahrene Vormünder und Rathgeber an die Seite. Indeß war es keine geringe Aufgabe, die losgerissenen Territorien wieder zum Staate zu bringen; doch gelang es mit einigen, obwohl nicht ohne bedeutende Opfer. So wurde Otto von Braunschweig die Altmark für die Lebenszeit der Agnes überlassen, dem Herzoge Heinrich von Meklenburg ein Theil der Priegnitz, Rudolph von Sachsen die Niederlausitz, dem Magdeburger Erzhirten mehrere Städte verpfändet, wofür sie von ihren übrigen Forderungen abstanden; Andern sollten mit Gewalt die angemaßten Gebiete entrissen werden. Namentlich lehnten die pommerschen Herzöge hartnäckig die Rückgabe der Uckermark und die Anerkennung der brandenburgischen Lehnshoheit ab, und verbanden sich sogar mit dem Könige

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wladyslaw Lokietek von Polen, welcher nun, noch dazu aufgereizt durch den dem wittelsbachischen Hause aufs Aeußerste abgeneigten Papst Johann XXII., mit einem starken Heere in die zerrütteten Marken einbrach. Die barbarischen Horden hauseten mit vandalischer Wildheit und Grausamkeit in 1324.
dem Lande und konnten nur mit Mühe, besonders durch den aufopfernden Kampf der Bürger von Frankfurt und Brandenburg vertrieben und zum Frieden genöthigt werden. Dagegen bot Ludwig selbst vergebens alle Kräfte auf, um die pommerschen Herzöge zur Herstellung ihres früheren unter-
geordneten Verhältnisses zu den Markgrafen zu bewegen. Zweimal geschlagen bei Prenzlow und am 1330 f.
Kremerdamm mußte er für die Herausgabe der Uckermark 6000 Mark entrichten, das Land Stolpe abtreten und in Bezug auf die Lehnshoheit mit der Zusage des dereinstigen Anfalls der pommerschen 1332.
Lande sich begnügen. Verderblicher fast noch als diese unglücklichen Kämpfe war die Auflösung aller Ordnung in den Marken selbst, die Abgeneigtheit des Klerus, welche in Folge der Bannstrahlen der päpstlichen Kurie thatsächlich sich äußerte, und die Verwirrung und Feindschaft, in welche sich Ludwig durch die gespannten Verhältnisse seines Vaters zu den Päpsten und zu mehreren Fürsten des Reichs, besonders zu dem luxemburgischen Hause verwickelt sah.

Dieses für die Marken so merkwürdige Haus war durch den tapfern, hochgesinnten Heinrich VII. zum Besitz der Kaiserkrone, durch seinen Sohn Johann zum Königreich Böhmen gekommen; Karl, Johanns ältester Sohn steigerte das Ansehen des Geschlechts noch mehr. Es ist ein ganz eigenthümlicher Mann dieser Karl, ganz verschieden von seinem Vater Johann. Dieser nämlich gehört noch ganz dem Mittelalter. Eine unruhige stürmische Thätigkeit ist in ihm, die ihn bald nach der Weichsel treibt, wo er nach der polnischen Krone strebt, bald nach Italien, bald nach Frankreich. Er beginnt Unzähliges, erreicht Vieles, verliert es aber wieder, weil er es nicht ausdauernd verfolgt; daneben ist er der erste Turnierheld seiner Zeit und liebt solche Feste überaus. Um sie zu feiern, drückt er durch schwere Abgaben den ruhigen Bürger, dessen besonnene Thätigkeit er nicht würdigt; darum ist er, der Heimathlose, seinen Unterthanen gleichgültig oder gar verhaßt. — Ganz anders sein Sohn Karl, der entschieden ein Fürst der neuern Zeit ist und darum verkannt von der seinigen. Er entschließt sich nur selten und in letzter Instanz zu den Waffen, mit denen Johann beginnt und aufhört; was er will — und das weiß er bestimmt und es ist niemals etwas Phantastisches, Groß-
artiges, wie es seiner Zeit gefiel, sondern etwas Kleines, Nützliches, Heilsames — er suchts in Güte, auf dem Wege der Unterhandlung, durch Ueberredung, List, durch Geld, oft durch Heirathen zu erreichen. Der Adel gilt ihm wenig, ja nichts, denn seine Glieder sind ihm nur hohe Bäume zur Zierde des Landes; der Bürger dagegen mit seiner nützlichen Thätigkeit steht hochgeachtet vor ihm, er sucht ihn zu schätzen, wo und wie er kann und bricht die Raubburgen unerbittlich, die seine Be-
triebsamkeit lähmen, indem sie die Früchte der Arbeit verschlingen. Den Glanz des Kaiserthums sucht er, weil er ihm Ansehen und Würde in den Augen der Menschen verleiht, aber er hütet sich, deshalb mit dem Papste in Collision zu gerathen, oder aus dem Besitze der Kaiserkrone den Anspruch auf Besitzungen in Italien herzuleiten. Wenn Petrarca ihn auffordert, die Glanzfülle der alten Cäsaren wiederherzustellen, so lächelt er der Schwärmerei, denn er weiß es, daß den Deutschen um Italien nichts zu thun ist und daß die Italiener die Fremdlinge tödtlich hassen. Wo er keinen verständigen Zweck sieht, wo er nur seine Kräfte verschwenden soll, da ist er nicht zum Handeln zu bewegen. In ihm ist Alles Berechnung, Verstand.

Bisher hatte der Kaiser in einem freundlichen Vernehmen zu diesen Luxemburgern gestanden, bis seine Ländergier eine langwierige Feindschaft herbeiführte. Schon das hatte den Böhmenkönig Johann dem Kaiser Ludwig sehr entfremdet, daß er nach dem Tode Heinrichs von Kärnthen und Tyrol (dessen Tochter Margarethe mit Johanns Sohn vermählt war) das erstere Land dem öster- 1335.
reichischen Hause zu Lehen gab und Johann sich mit Tyrol begnügen mußte. Eine allgemeine Ent-
rüstung aber weckte es, als der Kaiser, um Tyrol an sein Haus zu bringen, die Ehe der Margarethe Maultasche mit dem Sohne Johanns, Johann Heinrich, welcher der Fürstin nicht behagte, aus kai-
serlicher Machtvollkommenheit löste und Margarethe mit seinem eben Wittwer gewordenen Sohne 1342.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ludwig von Brandenburg vermählte. Diese unselige, bis dahin ganz unerhörte Handlung gab nicht nur dem apostolischen Stuhle (Clemens VI.) neue furchtbare Waffen in die Hand, sondern brachte auch den Kaiser um die Achtung und Theilnahme der Nation, die Luxemburger aber zu dem entschlossensten Widerstreben. Sie und die geistlichen Fürsten setzten die Wahl eines Gegenkönigs, des Markgrafen Karl von Mähren, des Sohnes Johanns von Böhmen durch und dieser suchte sich nun auf alle Weise zu befestigen, die Macht der Wittelsbacher aber zu brechen. Die unter diesen ausbrechende Zwietracht und ein höchst sonderbares Ereigniß kommt seinen Wünschen trefflich entgegen.

Von der Blüthe, in welcher unter den Markgrafen aus dem Hause Askanien die Mark Brandenburg gestanden, ist unter dem Wittelsbacher Ludwig fast jede Spur verschwunden; das Land, von
1347. heftigen Fehden zerrissen, blutete aus hundert Wunden, und war ganz in Dürftigkeit versunken. Da stand ein Mann auf — Einige halten ihn für den Müller Jacob Rehbock und von den sächsischen und anhaltischen Fürsten angestiftet — der sich für den 1319 verstorbenen Waldemar, den letzten askanischen Markgrafen ausgab. Er sei, behauptet er, nicht gestorben, sondern seiner Sünden wegen nach Palästina gezogen und komme nun zurück, den Marken die blühenden Tage wiederzubringen. Die Sache macht Aufsehen; Viele, selbst Fürsten und Edle, die den Markgrafen bei Lebzeiten gekannt, finden eine schlagende Aehnlichkeit und den wundersamen Mann eingeweiht in die speciellsten Verhältnisse; sie erkennen ihn an und das Volk, des Elends müde, geht schaarenweise zu ihm über, so daß Ludwig der Markgraf im Kurzen nur noch drei Städte (Frankfurt, Briezen, Spandau) zählt, die ihm gehorchen. Kaum hat König Karl dieses unerwartete Ereigniß vernommen, als er sich beeilt, es zu benutzen. Er fordert den Wiederaufgestandenen vor seinen Richterstuhl und ertheilt ihm, gestützt auf die anerkennenden Aussagen der Fürsten, die Belehnung mit den Marken. Indeß gelang dem Begünstigten nicht, den tapfern Ludwig zu vertreiben.

Dieses Benehmen Karls spornte die baiersche Parthei an, ihm einen Gegenkönig aufzustellen. Es gelang ihr endlich, den tapfern, edlen Grafen Günther von Schwarzburg zur Annahme der Krone zu bewegen; doch versagten sie ihm die Mittel, dieselbe zu behaupten und Karl scheute keinen Aufwand an Geld und Versprechungen, den Gegner zu beseitigen. Als er dies durchgesetzt, suchte und gewann er nun auch die Aussöhnung mit den Wittelsbachern. Mit Verletzung aller rechtlichen Form im Verfahren wurde nun Waldemar vom Kaiser für einen Betrüger erklärt und Ludwig mit den Marken belehnt. Dafür trat Brandenburg die Oberlausitz an Karl ab. Nicht so leicht beweglich dachten und handelten die treuen Märker. Sie hielten treu zu dem nun Verworfenen und Ludwig hatte noch harte Kämpfe zu bestehen. Deshalb übertrug er auch die Lande seinen Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto dem Faulen und behielt sich Oberbaiern, Tyrol, Kärnthen und Görz vor.
1355. Die Fürsten von Dessau nahmen sich Waldemars an und hielten ihn fürstlich bis zu seinem Tode. — So wenig ehrenvoll Karls Benehmen in diesen Angelegenheiten erscheint, so unbedeutend ist auch seine Thätigkeit in der Regierung und Verwaltung des Reichs; doch muß hier eines von ihm ausgegangenen Reichsgrundgesetzes gedacht werden, weil es von höchstem Belang war für die Stellung der Reichsfürsten zu dem Oberhaupt, hauptsächlich der sieben Wahl- oder Kurfürsten, zu denen auch die Markgrafen von Brandenburg gehörten. Es ist dies die sogenannte goldene Bulle, eine Hauptstütze der
1356. späteren Souverainität der Fürsten. Die Unterthanen der Kurfürsten können diesem Gesetze zufolge nur im Falle verweigerten Rechtes, sonst nicht vor ein kaiserliches Gericht gezogen werden. Die Fürsten selbst haben das Regale des Kaisers, die Münze, Zölle, Bergwerke u. s. w.; jede Verletzung derselben ist ein Majestätsverbrechen. Verbindungen der Städte oder des Adels sind ungültig, wenn sie nicht mit Bewilligung dieser Fürsten abgeschlossen sind; unerlaubt, daß der Adel die Fürsten durch Aufkündigung der Lehen beeinträchtige. Es ist begreiflich, wie ein solches Gesetz, welches den Kurfürsten so unumschränkte Gewalt zuertheilte und die Aristokratie im Reiche verfassungsmäßig machte, den übrigen Fürsten und den Städten höchst unlieb sein mußte; aber auch die Kaisermacht wurde dadurch gar sehr eingeengt, und wenn Karl zu jenem Gesetze seine Zustimmung gab oder es vielleicht gar veranlaßte, so ist dies nur dadurch erklärlich, daß er die Hoffnung nährte, es würden dereinst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ja doch alle Kurlande dem königlichen Hause Luxemburg zufallen und dann sei die Erhöhung der landesfürstlichen Gewalt kein Nachtheil, sondern im Gegentheil ein Vortheil der neuzugründenden Königsmacht. Zum Theil aus diesem Gesichtspunkte ist sein Benehmen gegen die Marken zu beurtheilen.

Es war zwischen den Beherrschern derselben (Ludwig dem Römer und Otto) und den Gliedern des wittelsbachischen Hauses in Baiern bittere Zwietracht ausgebrochen, und diese benutzte der arglistige Kaiser, um die brandenburgischen Fürsten zu einem Vertrage zu bereden, dem zu Folge nach ihrem kinderlosen Absterben ihre Lande an ihn, den Kaiser, fallen sollten. Wirklich starb Ludwig schon 1365 und von dem entnervten Otto war in seiner ohnehin unfruchtbaren Ehe mit des Kaisers Tochter eine Nachkommenschaft nicht zu erwarten. Da erwachte aber in Otto das Gefühl für seine Ehre und für das Recht seines durch ihn so tief heruntergebrachten Hauses: er näherte sich wieder den Wittelsbachern und wollte seinem Neffen Friedrich (dem Sohne Stephans von Baiern) die Nachfolge in den Marken zusichern. Kaum hatte dies Karl erfahren, als er Otto mit Heeresmacht 1373 Aug.
anfiel und ihn zwang, ihm sofort die Marken für einige Besitzungen in der Pfalz und ein Jahrgehalt abzutreten. Gegen eine Summe von 30,000 Goldgulden ließ sich auch der junge Friedrich zur Verzichtung auf die Marken bewegen; der elende Otto aber starb in Franken auf dem Jagdschloß Wolfstein, 32 Jahr alt, fast in Dürftigkeit. — Auch Schlesien*) wußte Karl an sich zu bringen; die Pfalz gewinnt er durch Kauf und mit Habsburg (1366) und Meißen (1377) schließt er Erbverbrüderungen.

§ 2. Das luxemburgische Haus.

Wie wenig man sich auch veranlaßt finden mag, die Art und Weise, wie Karl so bedeutende Länder erworben oder vielmehr erschlichen und sich angemaßt hat, zu billigen, so ist nicht zu leugnen, daß er sie musterhaft verwaltete und in dieser Beziehung ist der Anfall der Marken an ihn ein unbestreitbares Glück für diese zu nennen. Karl übernahm sie in einem trostlosen Zustande. Keine Noth und Gewaltthat hatte den jämmerlichen Otto aus seiner Trägheit und Erschlaffung herausreißen können; er ließ Alles gehen, wie es eben gehen wollte, verpfändete, verkaufte und vergeudete, was an Staatsgütern irgend veräußert werden konnte, und beraubte dadurch sich und sein Haus gänzlich der Mittel, dereinst einen geordneten Zustand in die Staaten wieder einzuführen. Bei einer solchen Wirthschaft ist es nicht zu verwundern, wenn Alles den Zusammensturz drohte, die unter den Anhaltinern vorhandene Blüthe völlig verschwand und Räubereien und Ungebühr aller Art überhand nahmen. Karl erwies sich in allen Beziehungen als das vollendete Gegenstück Ottos. Obwohl er die neue Erwerbung seinem Sohne Wenzel abgetreten, hörte er doch nie auf, der Emporbringung derselben, wie seinem Erbreiche Böhmen die thätigste Sorgfalt zuzuwenden; er war der eigentliche Regent, in seiner Abwesenheit aber der einsichtsvolle Bischof Peter von Lebus. Oft hielt er in dem neuerbauten prächtigen Schlosse zu Tangermünde sich auf, um sich von der Wirksamkeit des durch

*) In diesem Lande hatten sich unter den Nachkommen jener drei piastischen Fürsten, denen Friedrich I. das Land überwiesen, eine Menge unabhängiger Herzogthümer gebildet: in Oberschlesien gab es deren acht, in Niederschlesien zehn. Natürlich wurde dadurch die Macht der Fürsten sehr geschwächt, noch weit mehr aber durch die entsetzliche Zwietracht, welche die einzelnen Fürsten von einander entfernte. Kein Band der Natur wird geachtet; Verrath, Hinterlist, Meuchelmord, Gefangenschaft wurde schonungslos geübt gegen den Vater, gegen den Sohn, gegen den Bruder. Nur der Schwäche oder Unaufmerksamkeit der Nachbarn kann ein solches Land die Fortdauer seiner Freiheit und Unabhängigkeit danken: sie ist verloren, sobald ein kühner, besonnener Fürst ihren Fall erstrebt. Schon unter Wenzel IV. von Böhmen waren Beuthen und Kosel diesem Reiche lehnspflichtig geworden; König 1282.
Johann verfolgte die Bahn dieses Vorgängers so nachdrücklich, daß bei seinem Tode nur noch Schweidnitz, Münsterberg und Jauer freie Herzogthümer waren. Endlich brachte Karl auch den letzten freien schlesischen Herzog, Bolko von Schweidnitz und Jauer, den er mit den Waffen nicht beugen konnte, dadurch zu Böhmen, daß er dessen 1353.
Nichte heirathete. Nachdem die Könige von Polen und Ungarn urkundlich ihrer Ansprüche auf Schlesien sich begeben hatten, war das schöne Land im Besitz des luxemburgischen Hauses, welches indeß die vorgefundene Verfassung und die innere Regierung der Fürsten nicht antastete.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihn erweiterten Hofgerichtes in dieser Stadt zu überzeugen und mit eignen Augen zu sehen, wie seine einsichtsvollen Verordnungen vollzogen wurden; dem Handel wie dem Ackerbau widmete er gleiche Aufmerksamkeit, der Bürger erfreute sich wiederum des langentbehrten Schutzes eines kraftvollen Fürstenarmes. Mit reisigen Knechten durchzog der unermüdlich thätige Kaiser das Land, um die zahlreichen adligen und nicht adligen Räuber, welche die Früchte der bürgerlichen Betriebsamkeit schamlos sich aneigneten und die schreiendsten Gewaltthaten verübten, aufzusuchen, sofort zu hängen und die Raubburgen zu zerstören. Von einer Wiedererstattung der großen Summen, welche er noch zu Ottos Lebzeiten den Städten vorgeschossen, war keine Rede; ja er versprach sogar, die von dem Staate in den vorangegangenen greuelvollen Zeiten losgerissenen Gebiete wieder zu demselben zu bringen. Um zu jeder Zeit eine Uebersicht aller Hülfsquellen und Mittel, welche der Staat in sich schloß, zu besitzen, gebot er den Entwurf des berühmten Landbuches, welches ein Verzeichniß aller in den Marken belegenen Städte und Ortschaften und Güter enthält. Auf seine Veranlassung bezogen die Märker die von ihm zu Prag gegründete Hochschule, um mit dem dort gewonnenen geistigen Samen das tief darniederliegende Vaterland zu befruchten. Mit einem Worte: es gab kaum eine Richtung der geistigen, sittlichen und bürgerlichen Thätigkeit, der er nicht seine Unterstützung und Fürsorge zugewendet; die Folgen waren natürlich segensreich und wohlthätig. Hätten seine Nachfolger in seinem Geiste fortgewirkt, die Spuren der baierschen Herrschaft wären bald verwischt gewesen; aber die kaum entschwundenen düsteren Zeiten sollten bald und in noch düsterer Gestalt wiederkehren, denn des Vaters sorgsam schaffender und pflegender Geist war nicht in seinen Söhnen. Zu einer Theilung seiner Länder, wodurch die im Jahre 1374 ausgesprochene ewige Vereinigung der Marken mit Böhmen aufgehoben wurde, bestimmte Karln die damals herrschende Sitte oder der Fürsten Wille, die da wohl nicht geduldet hätten, daß zwei Kurstimmen, die brandenburgische und die böhmische, in der Hand Eines Fürsten seien. Der deutsche König Wenzel erhielt Böhmen und Schlesien, Sigismund die Marken, Johann die Lausitzen und die Neumark, die Neffen Procop und Jobst Mähren. Karl starb 1378.

Sigismunds Jugend — er stand beim Tode seines Vaters im eilften Jahre — war nicht das einzige Uebel, welches dem Kurfürstenthume böse Tage drohte: er trachtete nach der Hand der Maria, der Erbtochter Ludwigs von Ungarn und nach der Krone dieses Reiches und hielt sich deshalb beständig in demselben auf. Brandenburg galt ihm nur als Nebenland und ohnmächtige Statthalter geboten hier in seinem Namen, weniger, wie es schien, um die Staaten, wie es sich gebührte zu verwalten (denn dazu hatten sie nicht die Mittel in den Händen), als vielmehr um die Summen zusammenzubringen, welche der verschwenderische Fürst zu seinen anderweitigen Planen bedurfte. Die Folgen entwickelten sich bald genug. Kaum hatten die benachbarten Fürsten und der durch Karls Ernst niedergehaltene raubgierige Adel die Schwäche und Unzulänglichkeit der Regierung wahrgenommen, als sie sich erhoben, um das unglückliche Land an den Abgrund des Verderbens zu bringen. Die pommerschen Herzöge rissen die Uckermark und einen Theil der Neumark an sich, der Erzbischof von Magdeburg und der Herzog von Braunschweig brachen unter schrecklichen Verwüstungen in die Altmark ein. Der Zustand war überaus heillos und doch sollte es noch schlimmer werden. Alle Erpressungen in den Marken hatten Sigismunds Bedürfnisse nicht gedeckt; er hatte noch bedeutende Summen bei seinem Vetter Jobst von Mähren aufgenommen und verpfändete diesem jetzt das gesammte
1388. Kurfürstenthum. Nur mit Mühe hatten die märkischen Stände zur Zustimmung bewogen werden können: sie mochten ahnen, welches Elend dadurch über das Land kommen würde. Jobst zeigte sich in jeder Beziehung härter, unmenschlicher, gemeiner als Sigismund. Zwar erschien er öfterer in dem Kurfürstenthume — während Sigismund nur zweimal in seinem Leben dasselbe besuchte, — aber nicht um einen geordneten Zustand herbeizuführen und seine schwachen Statthalter in ihrem schwierigen Geschäfte zu unterstützen, sondern um, was diese durch jegliche Mittel zusammenerpreßt, in Empfang zu nehmen und nach Mähren zu schleppen. Für die grenzenlose Noth des Landes schien alles Gefühl in ihm erstorben. Zu dem Elende, welches die Einfälle der benachbarten Fürsten ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ursachten, kamen die zahllosen Gewaltthaten, welche der räuberische Adel verübte. An der Spitze der Räuberhorden standen die adligen Geschlechter der Puttlitz, Rochow, vor Allen aber die übermüthigen Quitzow (Dietrich und Hans) in der Altmark, welche neben ihrer Hauptburg Klötzen noch bei vierundzwanzig andere Burgen im Lande besaßen, von wo aus sie die empörendsten Greuel und Räubereien trieben. Die ohnmächtigen Statthalter waren ihnen ein Spiel und Spott; einer derselben, Lippold von Bredow gerieth in die Gefangenschaft des Fürsten von Anhalt und des Erzbischofs von Magdeburg, welche verheerend ins Land gefallen waren und die Stadt Rathenow grausam verwüsteten. Kaum vermochten die bedeutenderen Städte durch Bündnisse sich vor den Plünderungen der innern und äußern Feinde zu schützen, die kleinern und die Landbewohner waren ganz wehrlos und den ärgsten Mißhandlungen Preis gegeben. Der Jammer und das Elend des Volks nahm furchtbar zu, während der Raubadel in den Burgen die Güter desselben ungestraft verpraßte. Jobst that nicht nur nichts, um diesen äußeren und inneren Gewaltthaten ein Ziel zu setzen: er übertrug selbst dem räuberischen Adel die höchsten Stellen des Landes, duldete die Frechheit der Quitzow, weil sie ihren Raub mit ihm theilten, und verpfändete ihnen und ihren Genossen, was noch irgend an Städten, Gütern und Rechten veräußert werden konnte. — Der Zustand in der Neumark, welche Johann von Görlitz aus beherrschte, war im Ganzen nicht minder trostlos wie der in den übrigen Marken. Nach Johanns Tode fiel dieselbe an Sigismund, der diese neue Erbschaft bald darauf für 63,000 ungarische Gulden an den deutschen Orden, jedoch mit dem Rechte des Wiederkaufes, abtrat. 1395. 1402.

In einer solchen Lage der Dinge war der Tod des elenden Jobst ein offenbarer Gewinn für das Land, welches nun, da er kinderlos gestorben war, wiederum an Sigismund zurückfiel; indeß würde schwerlich sofort ein anderer Zustand eingetreten sein, wenn derselbe unmittelbar von ihm hätte hervorgerufen werden sollen. Denn die Kronen Ungarns und des deutschen Reichs, die er trug, nahmen in dem damals so vielfach bewegten Leben der Völker seine Zeit und Kräfte so völlig in Anspruch, daß er sicher nur, wie das bisher der Fall gewesen, Statthalter in das an den Abgrund gebrachte Kurfürstenthum geschickt hätte, von denen wenig zu erwarten war. Aber seine zum Glück sehr verwirrten finanziellen Verhältnisse gestatteten ihm nicht, die Marken zu eigener unmittelbarer Verwaltung zu behalten. Er schuldete — eine Folge seiner kostspieligen Bewerbungen um das ungarische Scepter — dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI., die Summe von 100,000 ungarischen Gulden, und da er, der stets Geldbedürftige, außer Stande war, denselben auf eine angemessene Art zu befriedigen, und außerdem diesem über alle Fürsten der Zeit hervorragenden Rathgeber und Freunde viele und ungewöhnliche Verbindlichkeiten schuldig war, so verpfändete er ihm das erledigte Kurfürstenthum und ernannte ihn zum obersten und gemeinen Verweser der Mark. Als solchem huldigten ihm die märkischen Stände zu seinem Gelde (d. h. bis er bezahlt sein würde). Die bald darauf folgende Kirchenversammlung zu Kostnitz führte aber für den prachtliebenden Kaiser neue Geldverlegenheiten herbei, denen der reichbegüterte Burggraf bereitwillig abhalf. Ein neues sehr bedeutendes Darlehen steigerte die Schuld des Kaisers auf 350,000 ungarische Goldgulden, wofür er Friedrich mit Zustimmung der Kurfürsten die Mark Brandenburg sammt der Kur- und Erzkämmererwürde erb- und eigenthümlich mit dem Vorbehalt abtrat, dieselbe für 400,000 Goldgulden wieder einlösen zu können. Nun erfolgte die Erbhuldigung in den Marken, wogegen Friedrich die Rechte und Privilegien der Stände bestätigte. Bei der feierlichen Belehnung des neuen Kurfürsten zu Kostnitz gedachte indeß Sigismund des Wiedereinlösungsrechtes nicht weiter und die Hohenzollern herrschen seitdem ununterbrochen über die Marken. 1411. 1411 Juli. 1412 Juni. 1415 Dez. 1417. 18. April.

§ 3. Die ersten Kurfürsten Brandenburgs aus dem Hause Hohenzollern.

Das Fürstenhaus der Hohenzollern, welchem Kaiser Sigismund die Marken übergab, ist den ältesten der jetzt regierenden deutschen Fürstengeschlechter beizuzählen. Die Stammburg desselben ist im südlichen Deutschland in Schwaben, wo noch jetzt die beiden fürstlichen Linien Hechingen und Sieg-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

1180. maringen blühen, zu suchen. Im letzten Drittheil des 12ten Jahrhunderts erscheint ein Graf Konrad von Hohenzollern auch in Franken als Burggraf von Nürnberg, welche Würde fortan seinen Nachkommen erblich verblieb. Den Burggrafen von Nürnberg waren die zahlreichen Reichs- und Erbgüter der salischen und hohenstaufischen Kaiserdynastien, die in dem seit dem 11ten Jahrhundert aufgelösten Herzogthume Franken lagen, zur Beaufsichtigung übergeben, wofür ihnen die Einkünfte mehrer Güter überlassen blieben; im Verlauf der Zeit erwarben sie aber auch durch Kauf, Erbschaft und die Gunst der Kaiser bedeutende eigene Besitzungen, welche am Ende des 14ten Jahrhunderts zu zwei Fürstenthümern vereinigt wurden: das Land oberhalb des Gebirges hieß das Fürstenthum Baireuth, das Land unterhalb des Gebirges das Fürstenthum Ansbach; Nürnberg selbst machte sich frühzeitig von jeder Abhängigkeit von den Burggrafen los. Weniger dem Umfange ihrer Länder als der in ihrem Hause gewissermaßen erblichen Staatseinsicht dankten diese Burggrafen die einflußreiche Rolle, welche sie zu wiederholten Malen bei der Besetzung des deutschen Thrones spielten, besonders bei der Erhebung des Kaisers Rudolph von Habsburg. Kaiser Karl IV. ertheilte dem Burggrafen Friedrich V.
1363. die Reichsfürstenwürde; bei seinem Tode fielen von den gesammten hohenzollerschen Besitzungen in
1398. Franken das Fürstenthum Baireuth an Johann III., Ansbach an den bereits erwähnten Friedrich VI. Er gehört in jeder Beziehung zu den bedeutendsten Fürsten seiner Zeit. Ausgebreitete Sprachkenntnisse — er verstand lateinisch, französisch, italienisch — und Erfahrung im Staats- und kirchlichen Recht, vorzüglich aber die Fähigkeit, Kirchliches und Weltliches zu sondern, was in jener aufgeregten Zeit so Wenige vermochten, gaben seiner Stimme im Rathe der Fürsten ein Gewicht, dessen sich wenig Andere rühmen konnten; nicht minder aber zeichneten ihn Muth, Entschlossenheit im Felde und rechtzeitige Milde gegen überwundene Gegner aus. Den einmal gefaßten und als gut erkannten Entschluß führte er consequent durch, in bedrängten Lagen fand sein umsichtiger Verstand die trefflichsten Auswege; bei aller Freigebigkeit, die übrigens fern war von der unsinnigen Verschwendung seines hohen Freundes, fehlte es ihm nie an den Summen, die er zur Erhebung seines Hauses bedurfte. Ihm dankte Sigismund nicht nur die ungarische, sondern auch die deutsche Krone.

Friedrich I. übernahm die Marken in einem überaus traurigen Zustande. Von den herrlichen Ländern, die einst Waldemar, der letzte Askanier, so ruhmvoll beherrscht, gehörten nur noch die Marken zu dem Kurfürstenthume Brandenburg und auch diese nicht ungeschmälert. Die Neumark war gänzlich in den Händen des deutschen Ordens, von der Priegnitz und Uckermark hatten sich die meklenburgischen und pommerschen Herzöge, von der Altmark Braunschweig und Magdeburg nicht unbedeutende Stücke angeeignet. Von dem frühern Wohlstande waren kaum in den größern Städten noch einige dürftige Spuren vorhanden, sonst war Alles durch die unaufhörlichen Kriege und das Raubwesen verwüstet und verödet, Zölle, Forsten, Münze und Rechte verpfändet, verkauft und verschleudert, so daß Friedrich auf nicht mehr als 30—40,000 Thaler Einkünfte rechnen konnte. Das Schlimmste aber war, daß die Einwohner des Landes unter der greuelvollen Verwaltung des elenden Jobst aller Zucht und Ordnung entwöhnt waren und kaum durch den ausgezeichneten Ruf, der dem Namen Friedrichs voraufging, mit Vertrauen zu ihm erfüllt werden konnten. Namentlich wollte der waffentrotzige, räuberische Adel von dem als oberster Verweser in den Marken erscheinenden Burggrafen nichts wissen und wies alle Aufforderungen, die Huldigung zu leisten, entschieden von sich. Ob nun gleich Friedrichs herablassendes, freundliches Benehmen den Bürgerstand und selbst einen Theil des havelländischen Adels gewann, so sahen doch die Trotzigsten des an Raub und Gewaltthat gewöhnten Adels, namentlich die Quitzow, Rochow u. a. gerade in seiner Milde ein Geständniß seiner Ohnmacht und Schwäche, und als es ihnen sogar gelang, Friedrichs Feldhauptmann am Kremerdamm eine empfindliche Niederlage beizubringen, wähnten sie zu dem Uebermaß des Frevels kühn fortschreiten zu können. Da ermannte sich Friedrich, schloß mit den benachbarten Fürsten von Sachsen, Meklenburg, Pommern Verträge zur Unterstützung und rückte gegen die Rebellen, welche sich nun in ihre festen Burgen zurückzogen und verschanzten. Aber die Mauern wurden gebrochen (besonders durch die faule Grete, eine 24pfündige Kanone, welche Friedrich von Thüringen gesendet)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und die Räuber suchten Rettung in eiliger Flucht. Dietrich von Quitzow entkam, ward aber für vogelfrei erklärt und fand einen elenden Tod; Hans wurde gefangen, die Uebrigen flehten des Siegers Gnade an. — Dieses energische Durchgreifen rechtfertigte glänzend das Vertrauen, welches ein Theil der Brandenburger auf ihren Fürsten gesetzt; es wuchs fortdauernd, jemehr die so gewonnene Ordnung mit Ernst erhalten wurde.

Friedrichs Regierung fällt in eine schwere, bewegte Zeit. Die von den zu Kostnitz versammelten Vätern an Huß verübte Gewaltthat und Sigismunds unkluges Benehmen gegen ein in seinen heiligsten Interessen tief verletztes Volk rief einen Krieg hervor, der sich verheerend über einen großen Theil von Deutschland verbreitete und auch den Marken tiefe Wunden schlug. Vergebens rieth der erfahrene, staatskluge Kurfürst von Brandenburg dem Kaiser, die Schlichtung der kirchlichen Streitigkeiten dem Concil zu überlassen und mit den Böhmen ein Abkommen zu treffen, um nach Wenzels Tode die böhmische Krone in Besitz nehmen zu können. Sigismund wähnte mit seinen Mitteln die begeisterten Hussiten niederschlagen zu können und erlitt in dem von 1419 — 1433 dauernden Kriege eine Niederlage nach der andern. Auch der kriegskundige Friedrich von Brandenburg, welcher zweimal (1422 und 1431) die deutschen Reichsheere gegen Böhmen führte, richtete nichts aus, ja er leitete selbst einen schweren Verwüstungszug der Hussiten auf seine Lande, indem diese aus Rache in 1431.
die Marken einbrachen und viele Städte barbarisch verwüsteten; nur die mehr befestigten, Frankfurt und Berlin widerstanden ihnen muthig und erfolgreich. Schon vorher war das freundschaftliche Verhältniß zwischen Sigismund und Friedrich getrübt worden, indem der erstere dem deutschen Orden die Neumark, nach deren Besitz der Kurfürst nicht mit Unrecht trachtete, aufs Neue zusicherte und dann bei dem Aussterben der Anhaltiner in Sachsen (mit Albrecht III.) das erledigte Kurland nicht 1423.
ihm, sondern dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren von Meißen und Thüringen verlieh, theils weil er sich um den Kaiser in den Hussitenkriegen gleichfalls verdient gemacht hatte, theils auch wohl deshalb, weil der Neid der deutschen Fürsten schwerlich zwei Kurstimmen in Einer Hand gern gesehen hätte. Indeß wurde diese Mißstimmung theilweis dadurch beschwichtigt, daß der neue Kurfürst von Sachsen Friedrichen, um ihn für die Allodialerbschaft der mit dem brandenburgischen Kurprinzen Johann vermählten sächsischen Prinzessin zu entschädigen, 10,000 Schock böhmischer Groschen auszahlte und seine Söhne späterhin (1457) mit Brandenburg eine Erbeinigung und Erbverbrüderung abschlossen. Mehr Glück hatte Friedrich in dem Bestreben, die von dem Kurfürstenthum losgerissenen Theile wiederum an dasselbe zu bringen. So nöthigte er die Fürsten von Pommern und Meklenburg, welche sich die Uckermark angeeignet, mit Waffengewalt zur Räumung dieses Landes. Der Friede zu Perleberg bestätigte den Besitz, doch blieben feindliche Berührungen nicht aus. Eben so zwang der Kurprinz Johann durch den Sieg bei Pritzwalk den Herzog von Meklenburg, die angemaßte Priegnitz heraus- 1427.
zugeben und sogar die brandenburgische Lehnshoheit über sein Land anzuerkennen. An der endlichen 1435.
Beilegung der hussitischen Unruhen hatte der einsichtsvolle Kurfürst Friedrich nicht geringen Antheil. Indeß überlebte der Kaiser dieselbe nur kurze Zeit. Er starb 1437. Friedrichs Ansehen war damals so wohlbefestigt im Reiche, daß mehre Fürsten daran dachten, ihm die Krone anzutragen; doch leitete er selbst die Wahl auf Sigismunds Schwiegersohn Albrecht von Oestreich. Nach einer ruhmvollen, unermüdlichen Regierung starb Friedrich I. in bereits vorgerückten Jahren. Kurz vor seinem Tode 1440
hatte er verordnet, daß sein erster und dritter Sohn, Johann und Albrecht, die fränkischen Fürsten- 21. Sept.
thümer theilen, der zweite, Friedrich, die Kurmark und die Kurwürde empfangen, der vierte, Friedrich (der Fette) aber die Altmark und Priegnitz verwalten sollte. Das frühzeitige, kinderlose Absterben Johanns (1464) und des jüngern Friedrich bewirkte, daß diese Theilung der hohenzollerschen Besitzungen ohne üble Folgen verblieb.

Friedrich II., wegen seiner Tapferkeit der Eiserne beigenannt, war seinem großen Vater nicht unähnlich und schritt wie dieser auf der Bahn der Erweiterung der überkommenen Besitzungen fort, wobei er indeß nur selten des Nachdrucks der Waffen sich bediente. Große Aussichten eröffneten sich ihm nach dem Tode Albrechts II., des deutschen Königs: die Böhmen trugen ihm zweimal die Krone

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihres Reiches an und dasselbe thaten die polnischen Großen. Wenn er diese Anerbietungen von sich wies, so hatte dies keineswegs seinen Grund in dem Mangel an Vertrauen zu seiner innern Kraft und Tüchtigkeit, sondern in der richtigen Würdigung seiner äußern Machtmittel, welche nach seiner Ansicht nicht hinreichten, so bedeutende Rollen zu übernehmen und ehrenvoll durchzuführen. Dagegen benutzte er dieses Hereinziehen in die böhmischen Angelegenheiten, um die von Karl IV. zu Böhmen gebrachte, früher zur Mark Brandenburg gehörige Niederlausitz wiederum zu den Kurlanden zu bringen; indeß trat ihm hierin der von den Böhmen zum König erhobene Georg Podiebrad nachdrücklich
1445. entgegen und Friedrich mußte sich mit dem Ankauf von Cottbus, Peitz, Beerfelde und der Anwartschaft auf Beeskow und Storkow begnügen. Eben so gelang es ihm, die Lehnshoheit über die Grafschaft Wernigerode an Brandenburg zu bringen und die Altmark von der Hoheit des Erzstiftes Mag-
1449. deburg zu befreien, wofür er an dasselbe die Städte und Schlösser Wolmirstädt, Möckern, Sandow, Wulfsburg u. a. abtrat. Wichtiger aber als alle diese Erwerbungen war der Wiedergewinn der Neumark, welche durch Sigismund an den deutschen Orden gekommen war. Gestützt auf eine von Kaiser Friedrich III. ertheilte Urkunde, welcher zu Folge alle vordem zur Mark gehörige Länder wieder mit derselben vereinigt werden sollten, drang der Kurfürst in den Hochmeister Ludwig von Erlichshausen, in die Loskaufung der Provinz zu willigen. Die Noth, in welche damals der Orden während des Krieges mit Polen gerathen war, brachte jede Weigerung zum Schweigen und Friedrich
1455. empfing die Neumark für 100,000 rhein. Gulden, doch unter dem Vorbehalt der Wiedereinlösung. Zu dieser war indeß der Orden unvermögend und deshalb verzichtete der Hochmeister Albrecht 1517 gänzlich und für immer auf dieses Recht.

Während die Verhältnisse des Kurfürsten Friedrich II. zu den Fürsten der südlich angrenzenden Länder, Sachsen und Hessen, immer freundschaftlicher wurden, und im Jahre 1457 sogar eine Erbverbrüderung mit demselben zu Stande kam, lebte im Norden der uralte Hader mit den meklenburgischen und pommerschen Herzögen immer wieder auf und führte selbst zu blutigen Kämpfen. Zwar wurde mit Meklenburg der Streit über das Land Stargard dahin ausgeglichen, daß dem Kurstaat gegen Verzichtung auf dasselbe der Anfall der sämmtlichen meklenburgischen Länder nach dem Erlöschen
1464. der herzoglichen Linie zugesichert wurde; dagegen brach mit Pommern-Wolgast bei dem Aussterben des herzoglichen Hauses von Stettin mit Otto III. ein förmlicher Krieg aus. Friedrich II. hatte für diesen Fall bereits Verbindungen mit dem Adel und den Städten des Herzogthums angeknüpft, um die durch den Vertrag vom Jahre 1338 festgesetzte Besitznahme des Landes geltend zu machen; allein seine Partei zeigte sich nicht stark genug, um bei Ottos Tode den Anfall des Herzogthums Pommern-Stettin an Brandenburg zu erwirken. Vielmehr wendete eine starke Partei des Adels unter Leitung des Lorenz von Eikstetten sich an die Herzöge Erich und Wratislaw von Pommern-Wolgast und übertrug diesem verwandten Hause alle Rechte über Stettin. Vergebens gewann Friedrich II. den Kaiser und viele Fürsten zur Anerkennung seiner Ansprüche: die Herzöge von Wolgast ließen sich nicht irren, und die Sache mußte mit dem Schwert durchgefochten werden. Friedrich sah sich von seinen Verbündeten und den Märkern schlecht unterstützt und konnte in einem mehrjährigen Kriege wenig ausrichten. Mit Mühe erlangte er von den Ständen der Altmark die Bierziese (von jeder Tonne einen stendalschen Schilling); doch förderte ihn dies in der Durchführung seiner Absichten
1470. wenig und er übergab, mißmuthig darüber und über den Tod seines einzigen Sohnes Johann, die Regierung seinem Bruder Albrecht Achilles. Er zog sich in das Fürstenthum Baireuth zurück
1471. und starb bald darauf zu Plassenburg. Bei vieler Frömmigkeit, welche sich (damals schon ungewöhnlich) in der Gründung eines Klosters zu Stendal bekundete, war er doch stets darauf bedacht, die Anmaßungen der Geistlichkeit in gebührenden Schranken zu halten und untersagte zu wiederholten Malen, daß die Laien in weltlichen Dingen geistlicher Gerichtsbarkeit sich unterwerfen sollten. Darum stiftete er das Landgericht zu Tangermünde.

Durch Friedrichs II. Tod kamen die brandenburgischen und fränkischen Lande nun wieder in Eine Hand. Albrecht gehörte, was Tapferkeit und ächt ritterlichen Sinn betrifft, ganz dem Mittel-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alter an, er that aber in andern Dingen wiederum eine Einsicht und einen Verstand dar, wie er im 15ten Jahrhundert bei wenigen Fürsten gefunden wird. Auf allen Turnieren in und außer Deutschland wurde des männlich schönen, kühnen Helden Gewandtheit und Kraft bewundert; in seinem vielbewegten, kampferfüllten Leben scheute er keine Gefahr und gab, Alles seinem glücklichen Schwert vertrauend, wenig auf Unterhandlungen. Der Bürger mit seinem ruhigen, gewinnreichen Treiben ist ihm, dem stets Kampffertigen, zuwider; er tastet, allen Urkunden zum Trotz, seine Rechte an, wo sie ihm entgegenstehen. Glanz und Pracht liebt er, wie sein Zeitgenosse, Karl der Kühne; er verdunkelt den Aufwand des Kaisers durch den seinigen. Des Ansehens der Geistlichkeit achtet er wenig, überall tritt er ihren Anmaßungen entgegen und gebietet, als die Pfaffen im Baireuthschen wegen des Interdikts sich weigern, zu taufen und zu beerdigen, ihnen die Leichen ins Haus zu tragen. Die armen Marken können ihn, den Prachtliebenden und Verschwenderischen nicht fesseln; er bleibt lieber in seinem schönen Franken. Erscheint er ja einmal in Brandenburg, so stößt er die Stände durch sein barsches Wesen und die Größe seiner Forderungen zurück: z. B. als ihn der von seinem Sohne Johann, einem trefflich gebildeten, aber wenig energischen Prinzen nicht glücklich geführte pommersche Krieg in die Marken ruft. Der feierliche Empfang, der ihm zu Salzwedel zu Theil wird, befriedigt 1471.
ihn im Ganzen wenig; die Genußsucht seiner Franken und die Zurücksetzung des märkischen Adels wendet die Herzen von ihm ab und die Bürger werden bedenklich, als er ihre Privilegien nicht ohne Kosten bestätigt und gar eine neue Auflage, ohne die Einwilligung des Kaisers nachzuweisen, dem Lande auflegen will. Dennoch werden ihm zur Tilgung der von seinen Vorgängern herrührenden Schulden 100,000 Gulden bewilligt. Im Kampfe mit Pommern erlangt er durch seine Waffen einige Grenzorte des Herzogthums Stettin, muß aber das Uebrige den Herzögen von Wolgast überlassen 1472.
und sich mit der Zusage des dereinstigen Anfalls begnügen. Doch war diese Uebereinkunft nur ein Waffenstillstand, der noch oft gebrochen wurde. Pommern war seit 1478 in der Hand eines Herzogs, Bogislaw X. vereinigt.

Mehr gewann Albrecht in dem Erbfolgestreit über das Herzogthum Glogau. Der Herzog Heinrich, dem außer Glogau noch Krossen, Freistadt, Schwiebus und Züllichau gehörte, war mit des Kurfürsten Albrecht Tochter, Barbara vermählt und hatte derselben vor der Hochzeit 50,000 Dukaten zugesichert. Zwei Jahre darauf starb er kinderlos, und nun nahm Brandenburg für die 1476.
noch nicht ausgezahlte Summe die Erbschaft in Anspruch. Es erhoben sich aber gleichzeitig die Könige von Ungarn und Böhmen, besonders aber Herzog Hans von Sagan, der Vetter des verstorbenen Heinrich, gleichfalls als Prätendenten, und namentlich führte der letztere, ein höchst gewaltthätiger, grausamer Fürst, der seinen eigenen Bruder im Gefängniß hatte verhungern lassen, die Waffen mit solchem Nachdruck, daß der Kurprinz Johann in Schlesien sich nicht behaupten, ja sogar einen äußerst verwüstenden Einfall des Herzogs Hans in die Marken nicht abwehren konnte. Erst das persönliche Erscheinen des löwenmüthigen Vaters Albrecht gab dem Kampfe eine andere Wendung. Doch behauptete sich Hans in Folge der Einmischung des Matthias Corvinus von Ungarn im Besitz des Herzogthums Glogau, an Brandenburg aber fiel Züllichau, Krossen, Sommerfeld und Bobersberg als Pfandschaft, welche jedoch das österreichische Haus später nicht wieder einlösete. 1538 erfolgte 1538.
die förmliche Verzichtung des Kaisers Ferdinand I. auf diese Lande und sie blieben seitdem bei Brandenburg *).

Für die Marken selbst war Albrechts Regierung nicht besonders heilbringend. Eine von ihm dem Lande auferlegte Steuer brachte eine allgemeine Gährung hervor und dazu kamen noch die Zügellosigkeiten und Räubereien der Straßendiebe und des Adels, der sich abermals unbändig erhob. Die strengen, von dem Kurprinzen, der das Kurfürstenthum verwaltete, erlassenen Verordnungen

*) Schlesien zerfiel damals noch immer in viele Fürstenthümer: in Oppeln und Ratibor herrschten noch eben so wie in Liegnitz, Brieg und Wohlau piastische Fürsten, in Oels die Podiebrads von Münsterberg, in Sagan die Herzöge von Sachsen. Breslau (seit 1335), Schweidnitz und Jauer, Glogau (seit 1506) standen unmittelbar unter der böhmischen Krone.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

steuerten dem Uebel nur wenig und es blieb ihm daher nichts übrig, als die Schärfe des Schwertes zu versuchen, wodurch denn freilich Manches erreicht, das Uebel aber doch nicht ganz unterdrückt ward. Ueberhaupt war des armen Herrn Lage eine sehr beklagenswerthe. Während der Vater in Franken auf glänzendem Fuße lebte und Ungeheures verschwendete, mußte Johann in den armen und ungern zahlenden Marken darben und litt oft an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel. Ein freies Bewegen in dem ihm anvertrauten Kreise verstattete ihm der überaus strenge Vater nicht; in allen irgend wichtigen Angelegenheiten mußte dessen Rath und Billigung eingeholt werden. An Bildung und eigentlicher Gelehrsamkeit stand Albrecht offenbar unter Johann, in Bezug auf die Tiefe der politischen Einsicht und die Energie des Handels aber war er ihm unzweifelhaft überlegen.

1473. Merkwürdig ist das Hausgesetz Albrechts vom Jahre 1473. Es verordnete: „So lange nur Ein männlicher Sproß der Familie vorhanden sei, fallen die Marken und Franken an ihn; wären zwei, so sollen die Marken dem ältesten, die fränkischen Lande dem zweiten gehören, bei drei Gliedern die fränkischen Lande in zwei Theile getheilt werden, aber nie mehr als drei Linien bestehen. Sämmtliche Lande sollten dem ganzen Hause zur gesammten Hand zustehen, nichts veräußert oder verpfändet

1486 März. werden, die Töchter 10,000 rhein. Gulden Ausstattung erhalten." — Bei Albrechts Tode trat demnach Johann die Regierung des Kurstaates an, seine Brüder, Friedrich und Sigmund übernahmen die fränkischen Länder, wo ihre Nachkommen bis auf den Anfang des 17ten Jahrhunderts herrschten.

Johanns friedliche Regierung war den Marken ungleich zuträglicher als die glänzend-kriegerische seines Vaters, und nicht minder vortheilhaft, daß er beständig im Lande blieb, was von den ersten Hohenzollern nur Friedrich **II.** gethan. Wie mild und gütig sich Johann stets zeigte, so ließ er doch keine Beeinträchtigung seiner Regierungsgewalt zu und dämpfte eine über die von ihm auferlegte Bierziese ausgebrochene Empörung der Städte in der Altmark mit großem Nachdruck. Ungleich

1488. 1490. größere Verdienste als durch den Ankauf der Herrschaft Zossen (für 16,000 Gulden) erwarb er sich durch die Förderung der Geistesbildung in den Marken. Er traf Anstalten, seinen Staaten eine Hochschule zu geben und bediente sich dazu des Leipziger Professors der Medicin, Simon Pistoris, den er zur Heilung seiner Brustwassersucht zu Rathe gezogen hatte. Frankfurt ward zum Sitz der neuzugründenden Universität bestimmt; der Bischof von Lebus sollte der beständige Kanzler derselben

1499. sein. Kurfürst Johann starb, ehe noch dieses große Werk vollendet war, und sein Sohn Joachim

1506. übernahm deshalb die weitere Ausführung. Doch konnte sich Frankfurt neben der durch große Männer ausgezeichneten wittenbergischen Hochschule nur mühsam behaupten und hat auch nie einen besondern Ruhm erlangt. — Von Johanns beiden Söhnen folgte Joachim **I.** im Kurfürstenthum, sein jüngerer Bruder Albrecht wurde später Erzbischof von Mainz und Magdeburg.

§ 4. Der deutsche Orden in Preußen (Polen).

Polen war in Folge der Reichstheilung 1138 eine Stätte der wildesten Verwirrung und der blutigsten Kämpfe geworden, unter denen jeglicher Fortschritt zu einem bessern Dasein völlig zur Unmöglichkeit ward. Es mußte demnach als ein folgenreiches Glück angesehen werden, als es Wladyslaw Lokietek (dem Ellenlangen) glückte, die getrennten Reichstheile Groß- und Kleinpolen wieder zusammenzubringen. Seitdem erstarkte das Volk einigermaßen und Wladyslaw konnte sich schon 1320 zu Krakau die Königskrone aufsetzen, welche Johann **XXII.** bestätigte. Nach seinem

1333. Tode nahm den Thron sein Sohn Kasimir **III.** ein. Dieser, der letzte aus dem Stamme der Piasten, schien gewissermaßen vom Schicksal berufen, das Unheil und die Sünden, welche seine Vorgänger über das Reich zahllos gehäuft, wieder gut zu machen. Nicht glänzende Eroberungen, obwohl er auch Rothrußland dem Reiche hinzufügte, erwarben ihm den Beinamen des Großen, sondern die Sorgfalt, welche er auf die bessere Organisation des Lebens wandte. Ihm dankte Polen die Aufzeichnung von Gesetzen und dadurch die Abstellung der Willkür der Richter. Gleichwie wenn er geahnet hätte, woran Polen dereinst scheitern würde, war er eifrig bemüht, wenn auch nicht die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ungemessene Uebermacht des Adels gänzlich zu brechen, doch dem unter der ärgsten Leibeigenschaft schmachtenden Bauer einige Erleichterung zu verschaffen und die härtesten Lasten von ihm abzuwälzen. Darum benetzten noch lange nach seinem Tode die Bauern mit ihren Thränen den kalten Stein, der ihn deckte, die Beeinträchtigten aber meinten ihn dadurch zu schmähen, daß sie ihm den (unter solchen Verhältnissen wahrhaft ehrenvollen) Beinamen des Bauernkönigs gaben. Die Hoffnung, Theil zu nehmen an dem Glanze, der den ungarischen König Ludwig umgab, vermochte die Großen, den Antrag Kasimirs, diesen seinen Neffen auch auf den polnischen Thron zu rufen, zu genehmigen; doch 1370.
mußte Ludwig die Vorrechte des Adels bedeutend erweitern und ihm namentlich Befreiung von allen Abgaben zugestehen. Jene Hoffnung aber ging nicht in Erfüllung. Denn Ludwig konnte dem Reiche nur eine beschränkte Aufmerksamkeit widmen und meinte, Alles gethan zu haben, wenn er seine Mutter, Elisabeth, eine piastische Fürstin, ins Land schickte. Aber gerade diese verdarb Alles. Denn von Schmeichlern umgeben entfernte sie bald die alten einsichtsvollen, geprüften Räthe des verstorbenen Königs und vertraute die Leitung der Angelegenheiten Männern ohne Geschick und ohne Zutrauen der Nation. Vor dem darüber und über die Erneuerung alter Steuern erwachenden Unmuthe des Volks zog sie sich nach Ungarn zurück; sie hatte es verschuldet, daß die Polen den Wunsch Ludwigs, den mit seiner Tochter Elisabeth vermählten Sigismund zu seinem Nachfolger zu wählen, nicht berücksichtigten, sondern nur Ludwigs zweite Tochter Hedwig zur Königin annahmen. Hedwig war bereits 1384.
mit einem österreichischen Herzoge verlobt, sie mußte indeß, wenn auch widerstrebend, nach dem Willen der Nation ihre Hand dem Großfürsten Jagiello von Litthauen reichen, weil dieser Annahme 1386.
des Christenthums mit seinem ganzen Volke gelobte. Die Vortheile dieser Vereinigung waren zu sehr in die Augen springend, als daß sie hätten übersehen werden können; denn die Litthauer waren ein streitbares, kampffertiges Volk und ihre Einverleibung in das polnische Reich, welche höchst wahrscheinlich für die Zukunft bevorstand, mußte dessen Kraft ungemein verstärken. Die Bekehrung übernahm Jagiello selbst, der nun Wladyslaw hieß. An eine Verkündigung der Lehre, wodurch das rohe Volk schwerlich gewonnen worden wäre, war natürlich nicht zu denken: die ungestrafte Vernichtung seiner Götzen, die Macht des Fürsten und vor Allem die Austheilung weißer wollener Mäntel thaten das Beste und überwanden alle Schwierigkeiten. Das litthauische Land stand freilich noch lange Zeit unter eigenen Großfürsten und es fehlte deshalb nicht an Reibungen mit Polen; das aber ist nicht zu leugnen, daß sich seit dieser Zeit die Macht Polens bedeutend hob. Leider konnten die Könige des jagiellonischen Hauses — Wladyslaw II. — 1434; Wladyslaw III. — 1444; Kasimir IV. — 1492; Johann I. — 1501; Alexander — 1506; Sigismund — nicht daran denken, die unzuläßige Gewalt des Adels zu beschränken; vielmehr mußte jeder den Thron besteigende Fürst die alten Rechte desselben bestätigen und sie noch durch neue erweitern. So wurde die Aristokratie immer schrankenloser, was um so nachtheiliger war, da bei der Abschließung Polens vom Meere bedeutende Städte sich nicht entwickeln konnten und die Krone also keine Macht gewann, an welche sie sich hätte anlehnen mögen. Auf den Reichstagen galt der Adel Alles; wenn er nicht erschien, so traten an seine Stelle die Landboten, welche jede Woiwodschaft zu schicken berechtigt war. Ihnen lag die Bewilligung der Steuern und, im Fall des Krieges, des Aufgebotes ob. Die Könige wurden immer ohnmächtiger. —

Von den Polen benachbarten Mächten fühlte keine so bitter die Folgen jenes Ereignisses, daß Polen und Litthauen in Wladyslaw Jagiello einen gemeinsamen Oberherrn bekam, als der Orden der Deutschritter in Preußen. Für diesen hatte seit der Verlegung des Hauptsitzes des Ordens von Venedig nach Marienburg in Preußen eine Zeit hohen Glanzes begonnen. Sie erfolgte unter dem Hochmeisterthume Siegfrieds von Feuchtwangen. Die gewonnene Herrschaft über ein schön gelegenes, 1309.
nicht unfruchtbares Land wurde nicht nur befestigt, sondern auch sehr erweitert. Und dies ist bei dem trefflichen Geiste, welcher die Großmeister, Gebietiger und Ritter beseelte, nicht zu verwundern. Durch sparsamen Haushalt vermehrten sich die Mittel des Ordens und Einheit und Tapferkeit der Glieder vermittelte die zweckmäßigste Anwendung. Das Land war in dem 14ten Jahrhundert in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

herrlicher Blüthe, welche sich im Ackerbau, Handel und Gewerben darthat. Durch mächtige Dämme sicherte man die Niederungen an der Weichsel vor den Ueberschwemmungen dieses Stromes und schuf früher unbenutzte Strecken in das ergiebigste Land um. Bei funfzig Städte erhoben sich im Ordensgebiete und in der Mitte des 15ten Jahrhunderts zählte dasselbe 21,000 Dörfer. Unter der einsichtsvollen Herrschaft des Ordens genossen die Bewohner einer Ruhe, wie damals kein anderer
1351—82. Staat Europas. Alle Glanz- und Machtfülle aber concentrirte sich um die Zeit, als Winrich von Kniprode Hochmeister war. Leider war von dieser Blüthe der Verfall nicht fern. Die ungeheuren Reichthümer, welche in des Ordens Händen waren, fingen an, nachdem sie das Leben aus Dürftigkeit und Rohheit zur Förderung der Kunst und alles Schönen, was jene Tage überhaupt zu bieten vermochten, emporgetragen hatten, auch ihre verderblichen Folgen zu äußern. Der Kunstsinn, der in den Gebietigern lebte, verlor sich und an dessen Stelle trat eine lüsterne Genußsucht, welcher kaum durch die Herbeischaffung der kostbarsten Seltenheiten ferner Länder genügt werden konnte. Die Schwelgerei der Ritter stand mit ihren Gelübden der Armuth und Entsagung in widrigem Contrast; der frühere Gehorsam wich bei diesem Untergraben der sittlichen Grundlagen des Lebens einem widerspenstigen, trotzigen Sinne. Auch das ist nicht befremdend. Solcher Umschwung tritt überall ein, wo das Leben durch Aufstellung von Gelübden, die mit erlaubten Wünschen der Natur im Widerspruch stehen, sich mit dieser in einen Kampf einläßt. So gingen Spartas merkwürdige Institute unter, so hier im Orden die Gelübde der Armuth und Keuschheit. Als diese die frühern Menschen begeisternden Ideen ihre heilsame Kraft verloren, sank das Leben in Plattheit und Gewöhnlichkeit herunter. Zu dem war der Orden wohl eingerichtet zum Erobern, aber nicht zu zweckmäßiger Beherrschung weit ausgedehnter Länder: das zeigte sich schnell, als er jene Bahn verließ. Zu Preußen war inzwischen Pomerellen (1310), Esthland (1374) und die Neumark (1402) durch Kauf hinzugekommen und es gehorchten mithin die Ostseelande von der Oder bis zum finnischen Meerbusen dem Orden. Die Herrschaft über diese weiten Gebiete war gesichert, wenn es ihm gelang, das mächtige Volk der Litthauer zu bewältigen, welches durch seine Wohnsitze ein gefährlicher Nachbar war. Aber die blutigsten, kostspieligsten Kriege führten zu dürftigen Resultaten und als nun der Großfürst Ja-
1343. giello den polnischen Thron bestieg, da wurde des Ordens Lage bedenklich. Schon unter Kasimir war es über Pomerellen zum Streit gekommen, die Sache indeß beigelegt worden. Jetzt reizte der kecke Hochmeister Ulrich von Jungingen Wladyslaw, und dieser brach mit einem furchtbaren Heere
1410 von 142,000 Mann ins Ordensgebiet ein. Bei Tannenberg kam es zur Schlacht. Schon hatte des
15. Juli. Ordens überlegene Kriegskunst und Tapferkeit den Sieg über die Ueberzahl errungen, als eine hitzige Verfolgung diesen entriß und eine furchtbare Niederlage herbeiführte. Der Orden wäre vernichtet gewesen (denn sein Kern mit dem Hochmeister und 40,000 Kriegern lag auf dem Wahlplatze), wenn ihm nicht in dem entschlossenen Komthur Heinrich Reuß von Plauen ein Retter erstanden wäre. Dieser raffte, was an dürftigen Ueberresten der Macht noch vorhanden war, zusammen und besetzte die Marienburg: Wladyslaw aber verbrachte eine kostbare Zeit mit Sengen und Brennen und mußte, da von Livland und der Neumark und selbst von Sigismund dem Orden Hülfe zuzog,
1411. schimpflich die Belagerung jenes Hauptbollwerkes aufgeben. Im Thorner Frieden verzichtete der Orden nur auf Samogitien und versprach Geldsummen zu zahlen. Wie tief er schon gesunken, zeigte sich klar in dem schnöden Undank, mit welchem er seinem anerkannten Retter lohnte. Als Heinrich zum Hochmeister ernannt, um des Ordens Kräfte wieder zu heben und den eingegangenen Friedensbedingungen zu genügen, den Rittern die Mittel zur Schwelgerei entriß, die verfallene Zucht herzustellen begann und auch das Land mit Steuern belegte, erhob sich gegen diese unbedingt nothwendigen
1413. Schritte allgemeiner Unwille und die Ritter ruhten nicht, bis Heinrich entsetzt und dann selbst in schmählichen Kerker geworfen wurde. So war der Einzige entfernt, der hätte helfen können. Der Unmuth des Landes stieg unter dem Drucke, den der Orden auf dasselbe legen mußte und welchen aufreibende Krankheiten vergrößerten. Als die Beherrschten nun auf Theilnahme an der Regierung
1430. bestanden, gewährte ihnen diese Paul von Rußdorf, indem er einen Landrath, aus dem Hochmeister,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

6 Gebietigern, 6 Prälaten, 6 Landesrittern und 6 Bürgern bestehend, einsetzte, ohne jedoch Aller Wünsche zu befriedigen. Die Städte, namentlich das mächtige Danzig klagten fort; im Ordenskapitel brach eine heftige Spaltung aus. Da schlossen die Landesritter und die Städte zu Marienwerder 1440.
den preußischen Bund, den zwar Konrad von Erlichshausen, nicht aber sein ihm nachfolgender Bruder Ludwig unschädlich zu machen wußte. Im Gegentheil reizte er ihn und erlebte bald, daß der Bund, einen Spruch des Kaiser Friedrich III., der ihn auflösete, als erkauft mißachtend, sich in den Schutz 1453.
Kasimir IV. von Polen begab. Der Orden begann den Krieg, konnte aber in dreizehn blutigen Jahren nichts ausrichten und mußte, nachdem die Blüthe des Landes, die schöne Schöpfung von Jahrhunderten vernichtet war, den bittern Frieden zu Thorn schließen. Ganz Westpreußen kam an 1466.
Polen, Ostpreußen blieb dem Orden, aber als polnisches Lehen. Der Hauptsitz desselben ward aus der verlorenen Marienburg nach Königsberg verlegt. Der Orden hat sich seit dieser Zeit nie wieder erholen können.

§ 5. Die innern Verhältnisse.

Die Wiedereinführung eines geordneten Zustandes in den durch die Schlaffheit und Sorglosigkeit der Regenten aus dem luxemburgischen Hause tieferschütterten Kurstaat ist das unbestreitbare Verdienst der Hohenzollern, welche mit fester, sicherer Hand die Zügel der Regierung führten. Wenn die Blüthe der anhaltischen Zeit noch nicht überall zurückgekehrt war und noch hier und da Spuren des Elendes aus der Zeit Ottos des Faulen und Jobsts sich zeigten, so war dies nicht ihrem Willen und ihrer Persönlichkeit zuzuschreiben, sondern den vielen, nicht zu durchbrechenden Schranken, von denen wir im 15ten Jahrhundert noch fast aller Orten die Fürstengewalt umgeben sehen. Bei jeder irgend bedeutsamen Unternehmung sahen sie sich auf die Zustimmung der Stände, bei jedem Kriege auf die Unterstützung des Lehnsadels, mit dem sie nicht selten in offenem Kampfe waren, verwiesen. Dies änderte sich erst, als mit der Erfindung des Schießpulvers der Adel sich aus seiner überaus mächtigen und einflußreichen Stellung verdrängt sah und die Entscheidung im Kampfe nicht mehr ausschließlich durch ihn, sondern durch die Masse der zu Fuß dienenden Söldner erfolgte. Es kam jetzt für den Fürsten darauf an, die zur Unterhaltung der letzteren nöthigen Summen aufzubringen, um die Mitwirkung des oft widerspenstigen Adels ganz zu entbehren, was indeß nicht leicht war. Denn die fürstlichen Einkünfte waren noch fast eben so geringfügig als früher, von einer geordneten Finanzverwaltung kaum eine Spur, daher die Fürsten zuweilen über die gewöhnlichsten Bedürfnisse in Sorgen, in wichtigen Dingen stets der Aushülfe der Stände bedürftig, welche nie ohne Bestätigung und Erweiterung der alten Rechte stattfand. In dringenden Fällen schritten dann die Fürsten in der Regel zur Verpfändung von Städten, Gütern und Rechten, bei deren Wiedereinlösung es häufig zu scharfen Erörterungen auf den Ständetagen kam, auf welchen übrigens Prälaten, Ritter und Städtedeputirten (freilich nicht als Vertreter der ganzen Bevölkerung, sondern nur ihrer Standesrechte) erschienen; der Bauer war jeglichen Schutzes beraubt. Zu außerordentlichen Steuern verstanden sich die Stände herkömmlich nur in den oben angeführten Fällen, aber nur in sehr dringenden Verhältnissen leistete der Adel und die Geistlichkeit auf die Steuerfreiheit, welche jenem auf Grund des zu leistenden Kriegsdienstes, dieser in Gemäßheit der allgemeinen Kirchenfreiheit zustand, Verzicht.

Die Rechtsverhältnisse erfuhren mit dem Emporkommen der Universitäten wie im Reiche, so auch im Kurfürstenthum Brandenburg eine völlige, obwohl nur nach und nach eintretende Umgestaltung. Indeß ging immer noch Gewalt vor dem Recht und daher war Unsicherheit des Lebens und Eigenthums an der Tagesordnung. Nur durch die äußerste Strenge des Fürsten, wie sie Johann noch zu Lebzeiten seines Vaters Albrecht anwendete, konnte verhindert werden, daß nicht Raub, Mord und Brand das Land zerrütteten. Noch entschiedener bewies sich in dieser Beziehung Joachim I., der die adligen Räuber mit rücksichtslosem Eifer verfolgte. Um indeß die Quelle des Uebels zu verstopfen, entschloß er sich zur Einrichtung eines aus zwölf Beisitzern bestehenden Kammergerichts, bei welchem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Kurfürst entweder selbst den Vorsitz führte, oder dieses Amt einem Kammerrichter übertrug. Es trat dasselbe viermal im Jahre zusammen und sprach ohne Appellation. Seit dieser Zeit wurde der Fürst allmälig immer mehr die Quelle des Rechts, dessen Kenntniß dem Volke bald völlig fremd wurde, weshalb denn dasselbe, um nicht ganz von aller Theilnahme am öffentlichen Leben verdrängt zu werden, so lebendig und hier und da begeistert die Sache der Reformation ergriff und sie zu seiner eigenen machte. — Wissenschaftliche Bildung war damals, zumal in den Marken noch äußerst selten; doch ließen die an vielen Orten Deutschlands nach und nach gegründeten Universitäten den Eintritt einer schönern Morgenröthe des geistigen Lebens erwarten. In den Städten herrschte neben der ungemeinen Pracht und Verschwendung bei öffentlichen Gelegenheiten eine eben so große Rohheit und Sittenlosigkeit, eine natürliche Folge des gänzlich mangelnden Volksunterrichts, worin auch der in allen Ständen sich vorfindende Aberglaube seine Erklärung findet. Die Chroniken jener Tage bieten noch eine Unzahl zum Theil gräßlicher Verbrechen, die denn auch auf eine eben so gräßliche Art geahndet wurden.

Dritter Abschnitt.

Von der Reformation bis zum großen Kurfürsten, vom Anfange des 16ten Jahrhunderts bis 1640.

§ 1. Die Kurfürsten im 16ten Jahrhundert.

Joachim I. Nestor war einer der gebildetsten Fürsten seiner Zeit und von einer unerschütterlichen Festigkeit des Charakters, die nicht selten in unbeugsame Härte überging. Dadurch fällt mancher Schatten auf den sonst so ruhmwürdigen Mann, zunächst in Bezug auf sein Verhältniß zu einem welthistorischen Ereigniß, welches in seine Regierungszeit fällt, zur deutschen Reformation. Mochten ihn nun Rücksichten auf die Stellung seines jüngern Bruders, des Kurfürsten Albrecht von Mainz und Erzbischofs von Magdeburg, der mit dem alten Kirchenthume stehen und fallen mußte, oder die Besorgniß vor den bereits hervorgetretenen und noch zu erwartenden, mit dem Eintritt einer so außerordentlichen Begebenheit nothwendig verbundenen Umwälzungen, oder endlich eine mit seiner sonst so hellen Einsicht schwer zu vereinigende Verkennung der schreienden kirchlichen Mißbräuche, die in den Marken nicht weniger als an anderen Orten vorhanden waren, in seiner Ansicht bestimmen: genug, er war und blieb sein Leben hindurch ein entschiedener Gegner der Reformation und rieth, eben in Folge der Starrheit in seinem einmal gefaßten Beschlusse, wiederholentlich zur gewaltsamen Unterdrückung derselben. Damit erreichte er übrigens keinesweges, daß seine eigenen Lande frei blieben von der Bewegung, welche damals die längst dazu verbreiteten Gemüther der Menschen ergriff; seine strengen Verordnungen vermochten nicht zurückzudrängen, was ins Leben eintreten sollte; unter Hohen und Niedern zeigte sich entschiedene Geneigtheit für die Reformation, ja selbst seine Gemahlin, eine dänische Königstochter, adoptirte dieselbe und erzog die Prinzen in den gereinigten Grundsätzen, weshalb sie vor dem erbitterten Gatten aus dem Lande fliehen mußte. — Wenn in dieser Angelegenheit des Kurfürsten Festigkeit ihn dem Vorwurf einer geistigen Beschränktheit Preis giebt, so war sie in andern Beziehungen dem Emporblühen der Marken höchst ersprießlich. Der raubsüchtige Adel meinte die Jugend des Fürsten — er zählte beim Tode seines Vaters 15 Jahre — zur Erneuerung der von Johann trotz aller Anstrengung nur mühsam und nicht gänzlich unterdrückten Wegelagerei benutzen zu können, und begann sofort das schändliche Gewerbe mit schamloser Frechheit. Der für das Wohl

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Landes, namentlich für die Sicherheit des Bürgerstandes begeisterte Kurfürst ließ sich durch die Drohungen des Adels nicht einschüchtern, sondern verfuhr so nachdrücklich und mit so unbeugsamer Strenge gegen die adligen Räuber, deren er in einem Jahre 70 hinrichten ließ, daß in kurzer Zeit eine früher kaum gekannte Sicherheit des Lebens und Eigenthums eintrat. Um indeß die Veranlassung zu diesem Fehde- und Raubwesen zu entfernen, entschloß er sich zur Organisation des oben erwähnten Kammergerichts. Kaum war ein Zweig der Verwaltung, der nicht die Einwirkung der segensreichen Hand des Fürsten gefühlt hätte. Der Staat erfuhr übrigens mit Ausnahme der durch das Aussterben der zeitherigen Grafen erledigten Grafschaft Ruppin, welche nun eingezogen wurde, keine 1524.
Gebietsvergrößerung. Mit Pommern wurden die uralten Streitigkeiten in dem Vertrage von Grimmitz 1529.
dahin geschlichtet, daß Joachim die Herzöge des Landes als freie Reichsfürsten anerkannte, dagegen die Zusage des dereinstigen Anfalls ihrer Lande erhielt.

Mit Hintansetzung des Hausgesetzes, welches Albrecht Achilles 1473 gegeben, übertrug Joachim I. bei seinem Tode die Kurwürde und die Kurlande an seinen ältesten Sohn Joachim II., die 1535.
Neumark dagegen, welche er gänzlich und für immer von aller Beziehung zu dem Orden freigemacht 11. Juli.
hatte, und Kottbus, Krossen und Peiz seinem zweiten Sohne Johann. Obwohl beide Prinzen dem Vater auf sein Verlangen die schriftliche Zusicherung hatten ausstellen müssen, nie mit ihren Unterthanen zur Reformation überzutreten, entschlossen sie sich doch bald zu diesem Schritt, da die Fortschritte des neuen Bekenntnisses in den Marken nicht minder als ihr inneres Bedürfniß sie dazu hindrängten. Die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse ging ohne Umstände vor sich, da die große Mehrheit des Volks sich bereits dafür entschieden hatte; übrigens verfuhr der Kurfürst, ungleich gemäßigter als sein entschlossener Bruder Johann, mit möglichster Schonung des Alten, woran seine seltene Bildung eben so großen Antheil hatte, als seine dem Aeußersten abholde Individualität, und ließ, nachdem er die kirchlichen Angelegenheiten der Marken einem aus geistlichen und weltlichen Räthen bestehenden Konsistorium untergeordnet und durch eine Kirchenvisitation die ungeheuren Mängel des religiösen Zustandes erkundet hatte, in der allgemeinen Kirchenordnung, welche die Art des Gottesdienstes für die Kurlande festsetzte, viele Formen des frühern Kultus bestehen, einsichtsvoll die weitere Beseitigung des als unhaltbar Erkannten den kommenden Zeiten überlassend. Die Güter der alten Kirche wurden eingezogen, indeß nicht durchgängig auf eine zweckmäßige Art verwendet. Vieles brachte der Kurfürst zur Auslösung der verschuldeten Güter, Anderes der Adel an sich, Mehreres wurde verschleudert, wenig zur Einrichtung der Schulen und Dotation der Prediger bestimmt. In den großen Angelegenheiten des heftig erschütterten Reiches bewies Joachim II. eine fast nicht geringere Theilnahme als sein Vater, doch hatte diese weit mehr einen vermittelnden, als einseitig zu einer Parthei sich hinneigenden Charakter, wie er denn auch nie zu dem Schmalkaldener Bunde übertrat, weil er so gern eine Waffenentscheidung vermieden hätte. Indeß verkannte er hierin offenbar den eigentlichen Stand der Dinge und hatte es sich selbst zuzuschreiben, wenn er neben Moritz von Sachsen eine ziemlich untergeordnete Rolle spielte. (Sein Verhältniß zum Kaiser — zu Johann Friedrich von Sachsen — zu Philipp von Hessen.)

Mehr als durch die Waffen suchte Joachim die künftige Größe des Staats vorzubereiten durch friedliche Verträge und Erbverbrüderungen. Eine solche schloß er mit dem Herzoge Friedrich II. 1537.
von Liegnitz, Brieg und Wohlau, worin festgesetzt wurde, daß im Fall des Aussterbens dieses fürstlichen Hauses diese Lande an Brandenburg fallen sollten; Joachim bestimmte dagegen Friedrichs Nachkommen Krossen, Kottbus, Peitz. Obwohl nun der König Ferdinand, trotz dem daß die schlesischen Fürsten bei der Anerkennung der böhmischen Lehnshoheit zur Zeit der Luxemburger die freie Verfügung über ihre Länder sich vorbehalten hatten, diesem Vertrage beharrlich seine Zustimmung versagte, so erhoben doch die Hohenzollern späterhin beim wirklichen Aussterben des liegnitzschen Fürstenhauses ihre Ansprüche auf Grund dieses Vertrages und es gewann derselbe nach zwei Jahrhunderten eine merkwürdige Bedeutung. — Früher noch erntete das brandenburgische Fürstenhaus die Früchte seiner Verbindung mit Preußen. Albrecht, aus der fränkischen Linie des Hauses Brandenburg,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seit 1511 Haupt des Ordens, war nämlich auf die Plane desselben, das an Polen verlorene westliche Land wiederzugewinnen und das östliche, das eigentliche Ordensgebiet von der polnischen Lehnshoheit zu befreien, eingegangen und hatte seinem mütterlichen Oheim Sigismund I. von Polen den Lehnseid
1519. verweigert. Darüber kam es zum Kriege. Um in diesem nicht zu unterliegen, versuchte er es, die Hülfe des Reiches zu erlangen. Aber Karl V. konnte bei den religiösen Wirren und der Abgeneigtheit der Fürsten, sich in eine fern liegende Unternehmung einzulassen, dem Gesuche nicht willfahren; dagegen machte der Hochmeister während seines Aufenthalts in Wittenberg Luthers Bekanntschaft und wurde von diesem nicht nur für seine Lehre, sondern auch für den Gedanken eingenommen, den Orden seiner Gelübde zu entbinden und das Land in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln. Ob nun wohl viele Glieder des Ordens sich einem solchen Verfahren widersetzten und der Kaiser selbst die (übrigens erfolglos bleibende) Acht über ihn aussprach, setzte Albrecht dennoch, da das Land die dargebotene Gabe der Glaubens- und Kirchenreinigung freudig aufnahm und der König von Polen in die Wünsche seines Neffen einging, den Plan ins Werk. Preußen wurde ein weltliches Herzogthum und zwar erblich in der Linie dieses Albrecht, jedoch unter der Hoheit der Krone Polen. Der
1525. Friede von Krakau setzte dies fest.

Herzog Albrecht hatte bereits Joachim I. angetragen, die Mitbelehnung des Kurhauses Brandenburg mit dem Herzogthume bei der Krone Polen nachzusuchen, ohne indeß diesen über die Religionsveränderung seines Vetters erzürnten Fürsten dazu bewegen zu können. Jetzt zog der hochverdiente Kanzler Lamprecht Distelmeyer mit des Kurfürsten freudiger Zustimmung diese Angelegenheit wieder hervor und erwirkte in der That, nachdem er den alten Herzog Albrecht und den König Sigismund II. von Polen, so wie die polnischen Großen durch bedeutende Summen dafür genommen hatte, die
1568. Mitbele[illegible]g des Kurfürsten Joachim II. für sich und seine männlichen Nachkommen. Es war dieses
19. Juli. Ereigniß ein neuer Grundstein für die dereinstige Größe der Hohenzollern. —

So ruhmvoll die Regierung des Kurfürsten in allen diesen Beziehungen ist, so ernsten Rügen unterliegt sie in Bezug auf die Finanzverwaltung und das üppige Hofleben. Sparsamkeit war dem Kurfürsten gänzlich fremd; ungeheure Summen wurden durch Bauten, durch Turniere, Jagden, Hoffeste u. s. w. verschwendet und der Domänenverschuldung, der Geldbewilligungen der Stände war kein Ende. Trotz der musterhaft redlichen Finanzverwaltung des Thomas Matthias hinterließ Joachim II. eine Schuldenlast von drittehalb Millionen Gulden, nicht ohne den Vorwurf leichtsinniger Verschwendung und daß er unwürdigen Menschen, wie dem Juden Lippold, ein nicht zu rechtfertigendes Vertrauen geschenkt. Sein Bruder Johann war in dieser Beziehung sein völliges Gegenstück. Bei gleicher Sorge für das Gedeihen des Volks übte dieser die strengste Sparsamkeit und hinterließ deshalb einen bedeutenden Schatz. Freilich haftete bisweilen der Vorwurf kleinlichen Geizes an ihm.

1571. Joachim II. starb 1571 den 3. Januar, und bald darauf den 12. Januar auch sein Bruder Johann, wodurch, da dieser keine Erben hinterließ, die Marken sämmtlich auf Johann Georg übergingen. Mit bitterem Unmuth hatte dieser auf der Universität zu Wittenberg gebildete Prinz zeither dem tollen Treiben am Hofe aus der Ferne zugesehen. Sofort nach dem Tode seines Vaters begann er eine völlige Umgestaltung der Verhältnisse. Alle Unwürdige wurden entfernt, leider aber auch der ganz schuldlose Matthias; nur Distelmeyer blieb, wie er es verdiente, im uneingeschränkten Vertrauen des Kurfürsten. Gegen Lippold ward ein strenges Verfahren eingeleitet und derselbe, da man dem Schlauen keine Betrügereien nachweisen konnte, der Zauberei, eines Verbrechens, das der damalige Zeitgeist nicht blos für möglich hielt, sondern auch in schaudererweckender Weise bestrafte, angeklagt, gefoltert und schrecklich hingerichtet. Mit seinen Angehörigen mußten alle (den Märkern höchst verhaßten) Juden das Land räumen. Der Tilgung der großen Schuldenmasse wendete Johann Georg seine ernste Sorge zu und die Stände kamen ihm, obwohl sie strenge Rügen des höchst verwerflichen Staatshaushaltes unter seinem Vater nicht unterdrückten, bereitwillig entgegen; indeß endete die Regierung des Kurfürsten früher, ehe das Land dieser schweren Last ganz entledigt wurde. Dagegen ließ sich seinerseits Johann Georg dringend angelegen sein, das Land wieder emporzubringen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In alle Zweige der Staatsverwaltung ward eine musterhafte Ordnung gebracht, in mehre Bezirke Niederländer aufgenommen, welche vor der Tyrannei Philipps II. aus ihrem Vaterlande flohen, und auch versucht, das harte Loos des Bauernstandes milder zu gestalten. Doch ließ es der Kurfürst mehr beim guten Willen und menschenfreundlichen Aeußerungen bewenden, ohne strenge Edikte gegen den Druck des Adels zu erlassen und so blieb die Lage des armen Mannes im Ganzen dieselbe, nach wie vor eine sehr drückende. — Johann Georg knüpfte das Band, welches sein Haus an das herzoglich-preußische fesselte, noch fester. Der alte Herzog Albrecht, welcher in seinen letzten Lebensjahren viel von der Anmaßung der preußischen Stände zu dulden gehabt, war 1568 gestorben und sein unmündiger Sohn Albrecht Friedrich folgte ihm. Mit Zustimmung der Krone Polen führte für ihn der Markgraf Georg Friedrich aus der fränkischen Linie des Hauses Brandenburg die Regierung, ohne daß es ihm indeß gelang, den Trotz der Großen in Preußen und deren Einmischung in die Regierung zu beseitigen, oder den jungen durch große Talente eben nicht hervorragenden Herzog, der noch dazu frühzeitig blödsinnig wurde, vor den Gewaltthätigkeiten der Regimentsräthe zu schützen. Da aus dessen Ehe mit Maria Eleonore, der ältesten Prinzessin des Herzogs von Jülich-Cleve-Berg nur Töchter am Leben blieben, so war es außer Zweifel, daß das kurfürstlich-brandenburgische Haus vielleicht sehr bald zum wirklichen Besitz des Herzogthums Preußen gelangen würde. Um diese Aussicht noch sicherer zu befestigen, bewirkte nun Johann Georg eine Vermählung seines Enkels Johann Sigismund (des Sohnes des Kurprinzen Joachim Friedrich) mit Anna, der ältesten Tochter des unglücklichen Herzogs Albrecht Friedrich. Dadurch bereitete zugleich, wie sich später zeigen wird, der Kurfürst den dereinstigen Anfall der reichen Rheinlande an sein Haus vor. Johann Georg starb mit dem Ruhme, seinen Staaten den Frieden bewahrt und alle aus demselben fließende Segnungen gefördert zu haben. 1598 8. Jan.

Sein ältester bereits 52jähriger Sohn Joachim Friedrich folgte ihm. Sechzehn Jahre hindurch hatte dieser mit großer Einsicht dem Erzbisthum Magdeburg vorgestanden und wahrscheinlich hier neben vielen andern Erfahrungen die Ueberzeugung gewonnen, daß die von seinem Vater angeordnete Landestheilung — der Prinz Christian sollte die Neumark erhalten — den Aufschwung des brandenburgischen Staats schwerlich fördern würde. Da sie überdies dem freilich schon einmal verletzten Hausstatut Albrecht Achilles zuwider war, so weigerte er sich beharrlich, diese Testamentsverfügung seines Vaters anzuerkennen und erlangte auch wirklich vom Kaiser Rudolph die Aufhebung derselben. Doch fand er einen Ausweg zur billigen Entschädigung seiner Brüder. Sein Vetter, Markgraf Georg Friedrich, der Verweser des Herzogthums Preußen, welcher neben den alten hohenzollerschen Fürstenthümern Ansbach und Baireuth noch das (von seinem Vater Georg angekaufte) Herzogthum Jägerndorf besaß, ließ sich vom Kurfürsten von Brandenburg zu dem merkwürdigen, das Albrechtsche Statut erneuernden und erweiternden Geraer Hausvertrage bestimmen, dem zu Folge die Marken mit allen dazu gehörigen und noch zu erwerbenden Landschaften stets dem Kurprinzen verbleiben, die fränkischen Besitzungen dagegen höchstens in zwei Linien fortbestehen und alle übrigen Prinzen des kurfürstlichen Hauses mit angemessenen Appanagen abgefunden werden sollten. Nach diesem Vertrage sollten nun die Brüder des Kurfürsten, Christian und Joachim Ernst die fränkischen Lande, des Kurfürsten Sohn Johann Georg dagegen das Herzogthum Jägerndorf erhalten *). Vollzogen wurden diese Bestimmungen vollständig beim Tode des kinderlosen Markgrafen Georg Friedrich, wodurch denn auch der Kurfürst die Regentschaft in dem Herzogthume Preußen überkam. Freilich erfolgte dies letztere nicht ohne langwierige Verhandlungen und Geldopfer; denn die herrschsüchtigen preußischen Landräthe, die gern nicht nur bei des blödsinnigen Herzogs Lebzeiten, sondern auch über seinen Tod hinaus die Gewalt unter der sie wenig beeinträchtigenden polnischen Oberhoheit zu behalten 1603.

*) Es war dies gewissermaßen eine Entschädigung dieses Prinzen für einen anderweiten Verlust. Er war von den protestantischen Domherren zu Straßburg zum Bischof der Diöces gewählt worden, ohne sich indeß gegen den von den katholischen gewählten Kardinal Karl von Lothringen behaupten zu können. Er begab sich seiner Ansprüche für eine Summe von 130,000 Gulden und 9,000 Gulden jährlicher Einkünfte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

trachteten, wollten von der brandenburgischen Verwesung und Besitznahme des Landes nichts wissen und arbeiteten dem Kurfürsten auf alle Weise entgegen; auch die polnischen Großen strebten nicht minder nach einer völligen Vereinigung des Herzogthums mit ihrem Reiche, wie solche mit Westpreußen bereits 1466 erfolgt war. Dennoch gelang es Joachim Friedrich endlich, nachdem er, um sein Anrecht noch zu befestigen, selbst die dritte Tochter des blödsinnigen Herzogs geheirathet, die Regentschaft in Preußen, freilich unter sehr lästigen Einschränkungen vom Könige zu erlangen. Diese höchst verwickelten und, wie wir sehen werden, fort und fort sich erweiternden Verhältnisse des brandenburgischen Staats, welche eine öftere Abwesenheit des Regenten zur Folge hatten, ließen genauere Verordnungen über die innere Landesregierung, als sie bisher nothwendig gewesen, als sehr wünschenswerth und dringend erscheinen. Der Kurfürst traf sie, indem er ein stehendes Geheimrathskollegium in Berlin errichtete, aus welchem sich in steigender Ausbildung allmälig das Staatsministerium bildete. Es bestand dasselbe ursprünglich aus acht Mitgliedern, in deren Versammlungen der Kurfürst selbst oder dessen Kanzler den Vorsitz führte. Ihm lag ob die Beaufsichtigung der Verhältnisse des Kurfürsten und des Staats zu den auswärtigen Mächten, besonders zu dem in zunehmender Aufregung wogenden Reiche, ferner der Kammergüter und der Finanzen, der Gewerbe und des Handels und des Kriegswesens, wobei dasselbe jedoch an Rücksprache und Berathungen mit den Einsichtsvollsten in den bezeichneten Zweigen der Verwaltung gewiesen war. Die kirchlichen und Justiz-Angelegenheiten blieben nach wie vor der Obhut des Konsistoriums und des Kammergerichts überlassen. Natürlich konnten die Früchte dieser höchst ersprießlichen Einrichtung sich im Anfange noch nicht allseitig zeigen, da wenig mehr als der Grund gelegt war; indeß erfolgten schon unter Johann Sigismund nähere Bestimmungen und namentlich die Sonderung in Abtheilungen, wodurch ein bedeutender Schritt vorwärts gethan war. Unverkennbar aber waren Gewerbe und Handel im Aufblühen und der Ackerbau in Zunahme begriffen. Auch verabsäumte dieser wohlthätige, dem Friedenssystem wie sein Vater Johann Georg huldigende Fürst nicht die Sorge für die geistige Bildung seines Volkes; wie jener das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, so gründete Joachim Friedrich aus eingezogenen geistlichen Gütern eine Fürstenschule zu Joachimsthal bei Grimmitz, welche späterhin nach Berlin übergesiedelt wurde. Er starb den 18. Juli 1608.

§ 2. Die Regierungen Johann Sigismunds und Georg Wilhelms.

Der Kurprinz Johann Sigismund übernahm nun die Regierung, ein entschlossener Fürst und nicht ohne die nöthige Beharrlichkeit in der Durchführung seiner Entwürfe bei oft schwer zu beseitigenden Hindernissen. Er bewies dies zunächst in dem Herzogthume Preußen, wo er nicht nur die Vormundschaft über seinen blödsinnigen Schwiegervater, sondern auch, was bei dem nahe bevorstehenden Tode desselben dringend nothwendig war, die Belehnung mit dem Herzogthume von dem Könige von Polen zu erringen strebte. Das Erste erlangte er ungeachtet des Widerstrebens des ihm abgeneigten trotzigen Adels durch die Gunst der Städte, das Andere durch die beharrlichen Unterhandlungen mit dem Könige und besonders durch bedeutende Geldspenden an die widerstrebenden
1611 Nov. polnischen Großen, jedoch auch nur unter sehr drückenden Bedingungen (Zulassung der Katholiken zu Staatsämtern, Erbauung katholischer Kirchen, jährliche Zahlung von 30,000 polnischen Gulden und eben so viel bei jeder polnischen Reichssteuer, Anstellung nur einheimischer Räthe, keine Steuererhebung ohne Bewilligung der Stände, Gestattung der Appellationen an den König in Sachen über 500 Gulden Geldwerth).

Inzwischen hatte sich im Westen ein Todesfall ereignet, welcher dem brandenburgischen Kurhause große Aussichten auf Erweiterung seiner Macht, nicht minder aber auch auf Verwickelung in die schwierigsten Verhältnisse eröffnete. Der blödsinnige Herzog Johann Wilhelm von Jülich-Cleve
1609. war gestorben und seine reichen Besitzungen, die Herzogthümer Jülich, Cleve, Berg, die Grafschaft
25. März. Mark und die Herrschaften Ravensberg und Ravenstein, — Länder, welche in Bezug auf Bevölke-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

kerung und Reichhaltigkeit der Hülfsquellen deutschen Kurfürstenthümern an die Seite gestellt werden konnten, — waren dadurch erledigt worden*). Es ist nicht zu verwundern, daß sich sofort viele Prätendenten, welche irgend ein Anrecht zu haben meinten, zu Besitznahme des herrlichen Erbes meldeten. Sachsen begründete seine Ansprüche auf eine vom Kaiser Friedrich III. 1485 empfangene 1485.
und von Maximilian 1495 erneuerte Belehnung mit Jülich, Berg und Ravensberg, welche beim 1495.
Erlöschen der herzoglichen Mannslinie Gültigkeit haben sollte. Nun hatte aber eben der Kaiser Maximilian bald darauf das Herzogthum Jülich für ein Weiberlehen erklärt und Kaiser Karl V. diesen Ausspruch auf die gesammten jülich-cleveschen Lande 1546 ausgedehnt und Ferdinand I. spä- 1546.
terhin die Untheilbarkeit derselben und ihre Vererbung in absteigender Linie festgesetzt. Da nun der Herzog Johann Wilhelm (s. 1592), dessen geistige Unfähigkeit zuletzt in Blödsinn und Wahnsinn über- 1592.
ging, in zwei Ehen keine Kinder erzeugte, so mußte, was auch bereits 1572 durch Vertrag festgesetzt 1572.
war, nun seine an den Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählte älteste Schwester Marie Eleonore und ihre Nachkommen die erledigten Rheinlande in Besitz nehmen. Marie war aber acht Monate vor ihrem Bruder gestorben und Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, der Gemahl der Anna, der ältesten Tochter Albrecht Friedrichs und der Maria, hatte um so mehr ein ausschließliches Recht auf die jülich-cleveschen Lande, als die jüngere Schwester des verstorbenen Herzogs Johann Wilhelm bei ihrer Vermählung förmlich auf alle Ansprüche an dieselben verzichtet hatte, so lange noch die älteste Schwester oder deren Nachkommen lebten. Dessenungeachtet trat nach des Herzogs Tode Wolfgang Wilhelm, der älteste Sohn des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg und der Anna, der zweiten Schwester des Herzogs Johann Wilhelm mit gleichausgedehnten Ansprüchen wie Brandenburg auf und gründete dieselben besonders darauf, daß er der Sohn der noch lebenden Schwester Johann Wilhelms sei, während von der verstorbenen ältesten Schwester nur Töchter übrig seien. Außer diesen Prätendenten — anderer, unbedeutender nicht zu gedenken — strebte auch Kaiser Rudolph II. nach den erledigten Rheinlanden und suchte dieselben unter dem Vorwande der nothwendigen kaiserlichen Sequestration bis zu rechtlicher Ausgleichung des Streits an sich zu bringen. Ja selbst die Nachbarmächte mischten sich in die wichtige Angelegenheit, da es ihnen, namentlich Holland nicht gleich sein konnte, ob eine katholische Macht hier festen Fuß gewinne, und Frankreich eben so wenig die weitere Ansiedelung des feindseligen habsburgischen Hauses am Rheine gern ertrug. Unter so verwickelten Verhältnissen entschlossen sich die am meisten betheiligten und berechtigten Fürsten, Brandenburg und Pfalzneuburg zu der Dortmunder Einigung, welcher gemäß sie 1609
bis zum endlichen Austrag der Sache zur gemeinschaftlichen Besitznahme und Regierung der jülich- 31. Mai.
cleveschen Lande sich verstanden. Vergebens ließ der darüber erzürnte Kaiser Kriegsvolk durch seinen Bruder Leopold, den Bischof von Passau, werben und die Festung Jülich besetzen: er wurde durch die vereinten Bemühungen der Holländer und Franzosen und der possidirenden Fürsten zur Räumung der angemaßten Gebiete genöthigt. Indeß dauerte die Einigkeit unter den letzten nicht lange. Es brachen Streitigkeiten aus, und als man zu ihrer Beseitigung auf den Gedanken kam, den Prinzen Wolfgang Wilhelm mit der kurfürstlichen Prinzessin Anna Sophie zu vermählen, und die Fürsten zur Vollziehung der Angelegenheit zu Düsseldorf zusammentrafen, machte ein Wortwechsel und eine Ohrfeige, welche der Kurfürst dem jungen Pfalzgrafen bei Tafel gab, den Streit unheilbar. Um die Unterstützung der katholischen deutschen Fürsten zu gewinnen, trat der leidenschaftliche junge Wolfgang Wilhelm zum großen Schmerze seines alten Vaters zum Katholicismus und zur Liga über und bald 1614.
nachher in verwandtschaftliche Verhältnisse mit Baiern. Zu einem ähnlichen Schritte ließ sich, es ist ungewiß, ob aus innerer Ueberzeugung, oder um die Freundschaft der Holländer und des Hauptes

*) Am Ende des 15ten Jahrhunderts gab es noch zwei Hauptheile derselben: Cleve, Mark und Ravenstein unter Herzog Johann, und Jülich, Berg und Ravensberg unter Herzog Wilhelm. Beim Tode des letzteren 1511 vereinigte der erste, als Gemahl der Marie, der Tochter Wilhelms und in Folge der 1496 zwischen beiden Linien geschlossenen Erbverbrüderung die ganzen Lande. 1539 erbte sie Johanns Sohn, Wilhelm und von diesem 1592 sein schwachsinniger Sohn Johann Wilhelm, welcher vier Schwestern hatte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Union sich zu sichern, der Kurfürst von Brandenburg verleiten, indem er zu dem damals unter
1613 Dec. den Fürsten sehr begünstigten reformirten Bekenntnisse öffentlich übertrat. So wenig den Fürsten um dieser That willen an und für sich, zumal wenn sie das Resultat einer ernsten Prüfung der religiösen Ansichten war, irgend eine Rüge treffen kann, so gewiß ist es, daß der Zeitpunkt ein sehr unglücklich gewählter war und daß dieselbe nicht dazu diente, ihn in der Liebe seiner lutherischen Unterthanen zu befestigen. Denn abgesehen davon, daß damals der Haß zwischen Lutheranern und Reformirten ungleich heftiger war, als selbst der zwischen Lutheranern und Katholiken, ließen es sich fanatische Priester des erstern Bekenntnisses dringend angelegen sein, das bedenklich gewordene Volk in den Marken nicht weniger wie in Preußen auf alle Weise zu reizen, ja sogar zur Empörung anzufeuern, wie denn in der That unter des Kurfürsten Augen zu Berlin durch die heftigen Aufreizungen des Diakonus Stuler ein wüthender Volksaufstand ausbrach und in Preußen in Folge des Uebertritts des Kurfürsten sein Einfluß und seine Macht auf ein ganz Unbedeutendes herabsank. Indeß gelang es ihm bei dem im Jahre 1618 erfolgenden Tode des Herzogs Albrecht Friedrich das Herzogthum Preußen ohne besondere Schwierigkeiten in Besitz zu nehmen. Durch alle Uebelstände ließ sich Johann Sigismund von dem gethanen Schritte nicht zurückbringen, noch zu leidenschaftlicher Verfolgung derer, die ihn lästerten, hinreißen. Er bewahrte mitten im Sturme der heftig aufgeregten Leidenschaften seine Besonnenheit und wahrlich sie war nie dringender nothwendig, als eben in jenen bewegten Zeiten, wo gewitterschwangere Wolken den politischen Horizont im Reiche nicht nur, sondern in ganz Europa umdüsterten. Die Spannung des Kurfürsten mit Pfalzneuburg ging bald in einen offenen Kampf über, in den zum Unheil der Rheinlande die Spanier unter Spinola zu Gunsten des Wolfgang Wilhelm, die Niederländer unter Moritz von Oranien im Interesse Johann Sigismunds sich mischten. Jeder Theil suchte sich in Besitz der Städte zu bringen und das Land litt entsetzlich.
1614 Nov. Deshalb schlossen die possidirenden Fürsten den Vertrag zu Xanten, dem zu Folge die jülichschen Lande einstweilen so getheilt wurden, daß Brandenburg Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein; Neuburg Jülich und Berg erhielt. Da indeß die eingedrungenen auswärtigen Mächte die in Besitz genommenen Städte und Festen nicht räumten, so blieb dieser Schritt erfolglos, das Land in Zerrüttung und wurde später in den Strudel des verwüstenden 30jährigen Krieges gezogen. Johann Sigismund erlebte noch den Beginn desselben, ohne seine lange Dauer zu ahnen. Der bedeutende Zuwachs an Ländern kam indeß den Marken wenig zu Statten. Die Fehden und Kämpfe legten dem Lande große Opfer auf und das Gedeihen desselben blieb zurück; vielmehr erhob sich vieler Orten das kaum einigermaßen unterdrückte Fehde- und Raubwesen des Adels und das dadurch herbeigeführte Elend des Landes wurde noch vielfach erhöht durch die großen Schaaren abgedankter Söldner, welche überall herumzogen und plünderten. Die kurfürstlichen Verordnungen steuerten dem Uebel nur wenig, da es an Macht fehlte, die angedrohten Strafen zu vollziehen.

Die schweren Stürme, welche Deutschland ein Menschenalter hindurch vom dritten Decennium des 17ten Jahrhunderts an durchtobten, hätten einen durch Charakterfestigkeit und Einsicht ausgezeichneten Fürsten erheischt, wenn die Mark Brandenburg auf der Bahn des steigenden Einflusses in
1619 Deutschland hätte fortschreiten sollen; aber die Hand, in welche Johann Sigismunds Tod das Ruder
23. Dec. des Staatsschiffes übergab, war kaum vermögend, dasselbe an ruhigen und heiteren Tagen geschickt zu führen, geschweige dessen Sicherheit bei unerhörten Stürmen und Angriffen zu bewahren. Georg Wilhelm war nicht ohne einige Kenntnisse und ohne die Ahnung dessen, was er in seiner hohen Stellung leisten sollte; aber es gebrach ihm gänzlich an der Fähigkeit, in drangvollen Verhältnissen das Zweckmäßige aufzufinden, wenn es ihm geboten wurde, zu würdigen und mit Festigkeit zu vollziehen. Vermochten doch selbst ungleich größere Charaktere, wie sie jene sturmbewegte Zeit gebar, die Verhältnisse nicht so zu leiten, wie es ihnen heilsam erschien; wie sollte es ein einsichts- und kraftloser Fürst vermögen? Gleich zu Anfang des 30jährigen Krieges wurde er in den Strudel der Verwirrung gerissen durch seine Verwandtschaft mit dem unglücklichen böhmischen Könige Friedrich V. von der Pfalz. Weder dieses Band, noch das, welches eine gleiche Religion um beide Fürsten schlang,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vermochte ihn zu einem würdevollen, kräftigen Handeln dem Kaiser gegenüber zu bestimmen; er war froh, als der hülflose Flüchtling die ungern gebotene Freistätte in Berlin aufgab und anderwärts Schutz suchte. Neben den Marken nahmen die jüngern Erwerbungen am Rhein und jenseits der Weichsel seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es wurde ihm hier nicht leicht, die durch des Kurfürsten Anhänglichkeit an die kalvinische Glaubensnorm erbitterten Stände zur Huldigung und König Sigismund von Polen zur Ertheilung der Belehnung zu bewegen; er erlangte sie von dem durch gleichgesinnte Rathgeber bestimmten eigennützigen Fürsten erst nach vielfachen Opfern und Demüthigungen. 1621 Sept.
Eine ungleich geringere Gewalt als in Preußen besaß Georg Wilhelm in den rheinischen Besitzungen, wo Spanier und Niederländer seit der Erneuerung ihres Kampfes sich herumschlugen. Ein neuer 1624 Mai.
Vertrag zu Düsseldorf zwischen Brandenburg und Neuburg führte eben so wenig wie der frühere zu Xanten zu einer wirklichen Besitznahme des Landes und die Ohnmacht des Kurfürsten trat nur um desto unzweideutiger an den Tag. Eben so verrieth sich dieselbe, als er der in Bezug auf die Rechte des brandenburgischen Kurhauses durchaus willkürlichen Aechtung des Oheims Johann Georg von Jägerndorf, eines Unglücksgenossen des Pfälzers, und der Verleihung seines Herzogthums an Karl von Lichtenstein durch den Kaiser nichts als fruchtlose Klagen und Protestationen entgegenzustellen wußte. Doch ist nicht zu übersehen, daß nicht alle Schuld dieses unwürdigen Benehmens auf die ihm angeborne Schwäche und Haltlosigkeit fällt: ein nicht geringer Theil derselben ruht auf den unbedeutenden Machtmitteln, über welche er gebot. Stehende Heere zu unterhalten, gestattete einem Fürsten der damaligen Zeit weder seine dürftige Einnahme noch die Besorgniß der Stände vor einem Mißbrauch jener; kaum vermochte er in den Zeiten der dringendsten Noth aus Adel und Bürgern das herkömmliche Aufgebot zusammenzubringen; in beiden Ständen herrschte die größte Abneigung, für das allgemeine Beste die Waffen zu ergreifen, was nicht nur in der abnehmenden Waffentüchtigkeit, sondern auch in der engherzigen, eigennützigen Gesinnung der Menschen seinen Grund hatte. Söldner konnten allein die dem Staate drohenden Gefahren abwenden; aber ihre Unterhaltung verschlang ungeheure, nur mühsam aufzubringende Geldsummen, und selbst regelmäßige Soldzahlung schützte die Unterthanen nicht vor der entsetzlichen Vergewaltigung der rohen, weder durch das Gefühl des Vaterlandes noch überhaupt durch höhere Motive gehaltenen Horden: bei unregelmäßiger oder mangelnder Besoldung aber war das durch sie verbreitete Elend in der That unermeßlich. Die Marken sollten dies in einem furchtbaren Grade erfahren.

Zwar verfochten noch eine Anzahl ritterlicher Helden die Sache des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz; aber sie bewirkten dadurch fast nichts, als daß der Kaiser die so erwünschte Gelegenheit fand, auch das nördliche Deutschland in den Krieg zu verwickeln, durch den er hauptsächlich Unterdrückung des Protestantismus und nebenbei auch wohl eine größere kaiserliche Gewalt bezweckte. Das schwere Geschick jener Zeit führte ihm in dem gewaltthätigen Wallenstein einen Mann zu, der nur zu geschickt und bereit schien, Beides für seinen Herrn zu erreichen, ohne daß er dessen unbedeutende Machtmittel und Hülfsquellen in Anspruch nahm. Durch die Ausdehnung der Maximen, welche Mansfeld und seine Freunde in der Kriegsführung bisher befolgt, wurde es ihm möglich, eine Heeresmasse zusammenzubringen, wie über eine gleiche nie ein Oberhaupt des Reiches geboten hatte. Wie dieselbe aber erhalten wurde, das mochte der von seinen Jesuiten und Fanatikern umgebene Ferdinand II. in Wien weder genau wissen noch zu wissen verlangen; desto mehr aber fühlten es die unglücklichen Lande, welche fortan der Schauplatz des Krieges wurden. Das Elend, welches diese traf, vermag kaum geschildert zu werden. Ohne Rücksicht darauf, daß der Kurfürst von Brandenburg an dem Kampfe der kleineren niederdeutschen Fürsten gar keinen Antheil nahm, obwohl ihm das verfassungswidrige Benehmen des Kaisers in der pfälzischen Sache Grund und Veranlassung dazu genug hätte sein sollen, drückte Wallenstein, nachdem Mansfeld mit seinen zuchtlosen Schaaren die Altmark schrecklich heimgesucht, was der brandenburgische Oberst Kracht mit eiligst zusammengebrachten Truppen vergebens zu hindern sich bemühte, die Marken mit den kaiserlichen Heeren auf die härteste Weise. Aber weder dies noch die später folgenden schamlosen Erpressungen und Gewaltthaten, welche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der allmächtige kaiserliche Feldherr und seine allem menschlichen Gefühl verschlossenen Schaaren in den beklagenswerthen Landen verübten, vermochten den Kurfürsten von dem kaiserlichen Interesse abwendig zu machen und, da eine selbstständige Stellung schwierig und, für ihn wenigstens, unmöglich war, zu der Macht hinzuführen, zu welcher ihn Verwandtschaft und ein gleiches religiöses Interesse hinwiesen — zu Gustav Adolph. Diese Politik ging hervor aus der Einwirkung des Grafen Adam von Schwarzenberg. Der Kurfürst hatte diesen, als er selbst noch als Statthalter den Rheinlanden zu Lebzeiten seines Vaters vorstand, daselbst kennen gelernt und für die Einsicht, Geschäftserfahrung und Thätigkeit des Mannes Achtung gewonnen. Wichtige Dienste, die er Georg Wilhelm leistete, erhoben ihn allmälig von einer Stufe zur andern und zuletzt zum Allesgeltenden Minister in Berlin, gegen dessen Einfluß der Neid und die Abneigung der einheimischen Räthe vergebens ankämpfte. Die eben erwähnten trefflichen Eigenschaften des Grafen sind schwerlich in Abrede zu stellen, aber eben so wenig auch seine Habsucht und seine Ergebenheit für das Wiener Kabinet, welche ihn veranlaßte, der Politik des Kurfürsten eine Richtung zu geben, die nicht immer, ja meist nur zufällig das Wohl des Fürsten und des Landes herbeiführte, weit öfterer beiden harte Demüthigungen und die bittersten Verluste zuzog. Unter der Leitung dieses Rathgebers konnte freilich der schwankende Fürst zu einem Manne kein Vertrauen gewinnen, dessen schon damals hervortretende Selbständigkeit und Geistesgröße ihm hätte einen Wink geben sollen, von woher für ihn und den darniederliegenden Protestantismus wohl noch Rettung hätte gehofft werden können. Freilich mochte das Benehmen des Königs Gustav Adolph bei der Vermählung mit der Schwester des Kurfürsten, Marie Eleonore und sein keckes Auftreten in Preußen, wo er, um Polen von dieser Seite angreifen zu können, ohne sonderliche Rücksicht auf den schwachen Georg Wilhelm sich des Hafens und der Festung Pillau bemächtigte und die preußischen Stände ganz offen zum Kriege gegen Polen aufforderte, ja sogar den mit Heeresmacht herbeiziehenden Kurfürsten mit Waffengewalt zur Neutralität zwang, diesen nicht mit einem starken Vertrauen zu des Königs freundschaftlicher Gesinnung gegen ihn erfüllen. Wahrscheinlich ist es gerade diesen Verhältnissen beizumessen, daß Georg Wilhelm seit dieser Zeit besonders den Rathschlägen Schwarzenbergs folgte und sich immer entschiedener an den Kaiser anschloß. Und in der That schien er für den Augenblick keine üble Wahl getroffen zu haben; denn nachdem Christian von Dänemark auf seine Inseln zurückgetrieben worden war, hätte es allerdings für Georg Wilhelm höchst verderblich sein können, sich an eine andere Macht, als an die des Kaisers anzulehnen, unter welche damals das ganze Reich sich beugen mußte. Aber eben die Art, wie Ferdinand II. seine Obmacht gebrauchte, hätte den Fürsten, auf welchen die Erhaltung des Protestantismus und der deutschen Freiheit beruhte, eine dringende Mahnung sein sollen, sich nach einer Macht umzusehen, von welcher die Rettung beider bedrohter Güter zu hoffen stand. Denn nicht nur, daß der Kaiser fast gewaltsamer noch, als gegen das pfälzische Haus jetzt auch gegen die meklenburgischen Fürsten verfuhr, denen er wegen ihrer Theilnahme an dem dänisch-niederdeutschen Kriege ihre Länder nahm und Wallenstein verlieh; daß er Pommern durch Einlagerung bedeutender Kriegsvölker durch den immer gewaltthätiger auftretenden Wallenstein aufs Aeußerste bedrücken und aussaugen und in Schlesien auf eine entsetzliche Weise die Protestanten durch die lichtensteinschen Dragoner zum Katholicismus zurückbringen ließ; — der Erlaß des Restitutionsediktes mußte auch dem Schwachsinnigsten die Augen öffnen, daß dem ganzen Reiche ein gleich gewaltsames Schicksal bevorstehe. Vergebens hatte sich eine einzige Stadt, Stralsund, im Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, begeistert für den theuren Glauben und die Freiheit, der ganzen kaiserlichen Macht mit unerschütterlicher Ausdauer und glorreichem Erfolge entgegengestellt. Die schwachen, von Furcht befangenen Fürsten Deutschlands fanden in diesem unvergleichlichen Widerstande keine Aufforderung, etwas Aehnliches zu versuchen und gleich nachdrücklich auszuführen. Lieber ließen sie von den zuchtlosen kaiserlichen Kriegsvölkern das Mark ihrer Länder aussaugen und für Gegenwart und Zukunft die Mittel einer würdigen Erhebung sich entwinden. Namentlich litten die Marken durch die Erhebung und Besoldung der Wallensteinschen Truppen unendlich. Diese letztere verschlang allein in wenigen Jahren die für jene Zeiten unermeßliche

Summe von 20 Millionen Gulden, ungerechnet die zahllosen Beeinträchtigungen, welche sonst die unglücklichen Märker an Gut, Freiheit und Leben erlitten. Und doch traf dieser Druck und Raub zumeist nur die materiellen Güter des Lebens: die rücksichtslose Vollziehung des Restitutionsediktes, dem zu Folge die Mark Brandenburg die Bisthümer Brandenburg, Havelberg, Lebus und Kamin und viele andere geistliche Stifter zurückgeben sollte, tastete mit der Beschränkung der religiösen Freiheit weit höhere und theurere Güter an. Kaum war ein Zweifel noch, daß Deutschland um Jahrhunderte wieder zurückgebracht werden sollte, und doch erhob sich außer dem muthigen Magdeburg, welches durch den Administrator, den Markgrafen Christian Wilhelm, den Oheim des Kurfürsten Georg Wilhelm, zu offener Schilderhebung gegen den Kaiser bestimmt wurde, unter Fürsten und Ständen kein Arm, um jenes schreckliche Schicksal abzuwehren. Nur so viel erreichte man auf dem Fürstentage zu Regensburg, daß der Kaiser den von Protestanten wie von Katholiken erhobenen 1630.
Klagen über die unermeßlichen Erpressungen und die allen Glauben übersteigenden Unthaten der kaiserlichen Kriegsvölker nachgebend, einen bedeutenden Theil derselben und deren Haupt Wallenstein entließ; ein Aufgeben der gegen den Protestantismus ergriffenen Maaßregeln aber war nicht zu erwirken. Da erhob sich für denselben in dem vielfach von Ferdinand II. verletzten großen Schwedenkönige Gustav Adolph ein kühner Retter. Mit einer mäßigen Macht setzte er nach Deutschland über und landete bei Usedom. Noch war Pommern mit kaiserlichen Truppen unter Torquato Conti angefüllt; die zuchtlosen Horden wichen zurück und bezogen bei Garz und Anclam ein Lager. Der alte schwache Herzog Bogislaw mußte in die Forderungen Gustav Adolphs eingehen. Es wurde diesem Stettin übergeben und ein Bündniß zwischen ihm und Bogislaw geschlossen: nicht gegen Kaiser und Reich, wie es hieß, sondern zur Vertheidigung gegen Unbill. In Betreff der brandenburgischen Lehnshoheit und des bei Bogislaws kinderlosem Tode zu erwartenden Anfalls der pommerschen Lande wurde festgesetzt, daß dieselben im Besitz Schwedens bis zu dessen Entschädigung durch das kurbrandenburgische Haus bleiben sollten. Die kaiserlichen Truppen wurden nun überall zurückgedrängt und rächten das Anschließen des Herzogs Bogislaw an Schweden durch eine vandalische Verwüstung aller Ortschaften, durch welche sie kamen. Namentlich litten Parkun und Pasewalk entsetzlich. Contis Nachfolger, Schaumburg, verzweifelte, sich gegen die mächtig vordringenden Schweden in dem zu einer Einöde verwandelten Lande halten zu können und zog sich bis nach Küstrin zurück. Unter den Protestanten aber rissen die Erfolge der schwedischen Waffen manche Stände aus ihrer bisherigen Betäubung. Magdeburg und Hessen verbanden sich mit Gustav Adolph; dagegen verharrten die bedeutendsten Fürsten in Niederdeutschland, Johann Georg von Sachsen und Georg Wilhelm von Brandenburg in ihrer zeitherigen Verblendung und wähnten durch den Abschluß eines Neutralitäts- 12. April
bündnisses zu Leipzig, an welchem auch viele andere Stände des nördlichen und südlichen Deutschlands 1631.
Theil nahmen, sich gegen die Anmaßungen des Kaisers und die Einmischung der Schweden zugleich zu sichern. Aber sie irrten sich sehr; denn jener zürnte den Mitgliedern des Leipziger Convents heftig und ließ diejenigen, welche er erreichen konnte, sofort züchtigen, Gustav Adolph aber führte ohne Rücksicht auf die Fürsten den Krieg gegen die Kaiserlichen mit Nachdruck fort. Um das von Tilly belagerte Magdeburg zu entsetzen, rückte er in die Marken und versuchte den Kurfürsten Georg Wilhelm zu einem Bunde zu bringen. Dieser schwache Fürst hatte bisher alle Anmuthungen des Königs, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, auf Schwarzenbergs Rath von sich gewiesen: er fürchtete, im Fall Gustav Adolph unterliege, den Zorn des Kaisers und den Verlust seiner weitschichtigen Länder; auch hatte ihn der jüngst zwischen Schweden und Pommern abgeschlossene Vertrag verletzt. Der König begriff wohl das Schwierige der Lage des Kurfürsten, konnte aber von seiner Forderung, Spandau und Küstrin mit schwedischen Truppen zu besetzen, um so weniger abstehen, als für ihn im Fall einer Niederlage bei des Kurfürsten entschieden abgeneigter Gesinnung Alles auf dem Spiele stand. Nur dem ernstesten Drängen und den Drohungen des Königs fügte er sich endlich und 15. Mai.
entschloß sich, Sold zu zahlen, Spandau zu übergeben und Küstrin den Schweden offen zu halten. Jetzt brach Gustav Adolph ungesäumt auf, um Magdeburg zu entsetzen, als die Weigerung des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kurfürsten von Sachsen, Wittenberg zu übergeben, einen neuen Aufenthalt bewirkte. Er kostete dem armen Magdeburg seine Existenz!

Indeß belehrte eben der entsetzliche Untergang dieser Stadt die protestantischen Stände, welches Schicksal ihrer von dem siegenden Kaiser harre. Zwar wollte im ersten Schrecken Georg Wilhelm sich abermals von dem Könige trennen; aber dessen mit Recht gereizter Ernst und die angedrohte Beschießung Berlins zwang den haltlosen Fürsten zur engeren Verbindung mit ihm (Auslieferung der brandenburgischen Festen und Zusage von 60,000 Thalern monatlichen Soldes). Tillys Einbruch in Sachsen nöthigte auch den Kurfürsten dieses Landes, sich rücksichtslos dem Könige in die Arme zu werfen. Die Schlacht bei Breitenfeld und die darauf folgenden Fortschritte der schwedischen Waffen ließen in den norddeutschen Fürsten keinen Zweifel, daß sie eine richtige Bahn eingeschlagen. Leider änderte sich die Lage der Dinge durch den bereits am 16. November 1632 erfolgenden Tod des Heldenkönigs. Das Mißtrauen zwischen Sachsen und Schweden hinderte eine nachdrückliche, einmüthige Fortführung des Krieges, ja der nur dem Trunk und einer schamlosen Habsucht ergebene Kurfürst Johann Georg von Sachsen verkannte sein und der gemeinsamen Sache Interesse so sehr, daß er mit dem Kaiser zu Prag einen Separatfrieden abschloß, der ihm freilich vielfache Vortheile zusicherte, die unglücklichen Schlesier aber, welche ohnehin in den letzten Jahren des Krieges Unerhörtes gelitten hatten, der ganzen Rache des Kaisers für ihr enges Anschließen an die Sachsen und Schweden bloßstellte, was um so schimpflicher für den eigennützigen Kurfürsten war, da er durch den Dresdener Akkord dem unglücklichen Lande die nun fast völlig unterdrückte Religionsfreiheit garantirt hatte. Weit weniger ist Georg Wilhelm anzuklagen, wenn er durch eben jenen Frieden sich mit dem Kaiser aussöhnte und die Schweden aufgab; denn der letzteren unverholenes Streben, sich Pommern anzueignen, hatte den Kurfürsten mit Recht mißtrauisch gemacht. Freilich brachte er dadurch aufs Neue die namenlosen Drangsale des Krieges über seine, bereits an den Abgrund gebrachten Staaten; denn die Schweden, welche damals in Rücksicht auf Zuchtlosigkeit, Raubsucht und Grausamkeit den frühern Wallensteinern nichts nachgaben, verheerten nun eben so wie die Kaiserlichen die unglücklichen Marken, so daß das Elend unübersehbar wurde. (Sieg Baners bei Wittstock 1636.)

1637 10. März. Als nun der alte Herzog Bogislaw XIV. von Pommern starb, vermochte Georg Wilhelm nicht, seine wohlbegründeten Ansprüche auf das erledigte Land geltend zu machen. Die Schweden maßten sich hier alle Gewalt an, regierten trotz des Unwillens der Stände das Land, als wäre es eine schwedische Provinz, und bekümmerten sich um die Protestationen Brandenburgs nicht. Vergebens warb nun der Kurfürst im Einverständnisse mit dem Kaiser Truppen, um den Krieg gegen die Schweden zu führen: er konnte dadurch nicht nur nicht seine Rechte auf Pommern geltend machen, sondern veranlaßte auch, daß die Schweden den Kriegsschauplatz in das Hauptland, die Marken, versetzten, wodurch denn deren Elend nur gesteigert und mehre Städte, wie Bernau, Perleberg und andere gänzlich verwüstet wurden. Um dem grenzenlosen Elende aus dem Wege zu gehen, begab sich der Kurfürst in das Herzogthum Preußen. Wie die Marken, so litten auch die andern brandenburgischen Lande, besonders am Rhein, durch diesen heillosesten aller Kriege entsetzlich. Unter

1640 20. Nov. solchen Verhältnissen war der Tod des Kurfürsten die größte Wohlthat, die ihn selbst und, wie sich zeigen wird, auch seine Lande treffen konnte.

Der damalige Zustand der Mark Brandenburg kann aber nicht passender bezeichnet werden, als durch Anführung der Thatsache, daß der schwedische General Baner, um den belagerten Erfurtern Hülfe zu bringen, nicht anstand, von Pommern aus den weiten Umweg durch Schlesien und Sachsen zu nehmen, weil, wie er selbst sagte, alles Land zwischen der Elbe und Oder so verwüstet sei, daß daselbst weder Hunde noch Katzen, geschweige denn Menschen und Pferde sich aufhalten könnten. Hunderte von Dörfern lagen in Schutt und Trümmern; die Menschen waren entweder den Peinigungen der Söldner, oder dem Hunger und der Pest erlegen. In den Städten sah es nicht viel besser aus; Niemand dachte an Gewerbe und Handel, denn der Krieg zerstörte jegliche Frucht des Fleißes, die Verzweiflung stieg und mit ihr die sittliche Verwilderung zu einer Schauder erregenden

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Höhe. Nicht zu übersehen indeß ist, daß gerade in dieser furchtbarsten Zeit, welche Deutschland durchlebt hat, die Macht der Fürsten in einem dauernden Steigen nicht nur in unsern Ländern, sondern fast überall in Deutschland begriffen war, was auch leicht zu erklären. Die Weigerung der Stände, die nothwendigen Vertheidigungsanstalten für das Land mit Nachdruck zu treffen, brachte eben das unnennbare Elend über die Länder; wenn irgend eine Aussicht noch vorhanden war, dasselbe irgend wie zu mildern, so konnte es nur vom Fürsten, von seinen Söldnern gehofft werden; diese zu erhalten, konnten denn eben die Stände im Weigerungsfalle selbst gezwungen werden, was auch vielfach geschah. Natürlich blieb es bald nicht bei der Eintreibung der Summen zur Befriedigung der Söldner; die ungeheuren Ausgaben, welche bald der Feind erpreßte, bald der Bundesgenosse verlangte, konnten und wurden auf keine andere Weise herbeigeschafft. Die Stände aber vermochten kaum etwas anderes als ohnmächtige Klagen laut werden zu lassen, und bald verstummten auch diese, eben weil sie ganz fruchtlos waren und die entsetzliche Noth Alles entschuldigte. Die spätere Zeit wird das zunehmende Steigen der Fürstengewalt über die in sich zerfallene und isolirte Macht der Stände darthun. —

Vierter Abschnitt.

Die Regierung des großen Kurfürsten und seines Nachfolgers, von 1640 bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts.

§ 1. Bis zum schwedisch-polnischen Kriege.

Vielleicht hat nie ein Fürst die Regierung eines Landes unter ungünstigern Verhältnissen angetreten, als Friedrich Wilhelm (geb. den 16. Februar 1620), der einzige Sohn Georg Wilhelms. Der größte Theil der auf ihn übergehenden Länder war in dem heillosesten Zustande, ein bedeutender in feindlichen Händen, das Uebrige (Preußen), obwohl vom Kriege nicht berührt, durch andere Uebelstände so entkräftet, daß es kaum die Mittel zur Fortführung des einfachen kurfürstlichen Hofhaltes darbot. Und noch war keine Aussicht zu baldiger Besserung, noch tobte verheerend der unselige Krieg, der unter allen deutschen Provinzen die brandenburgischen am härtesten getroffen hatte. Kaum schien ein Mann im vollen Besitz seiner physischen und geistigen Kraft dem Geschäfte gewachsen, die zu Boden gedrückten Unterthanen aus ihrem Elende aufzurichten; wie sollte dies dem 20jährigen fürstlichen Jünglinge gelingen? Und doch verstand er es, und die Art und Weise, wie er die schwere Aufgabe vollführte, gesellt ihn den größten Gestalten zu, deren die Geschichte gedenkt.

Unter den Stürmen, welche sein Vaterland erschütterten, war des Knaben Ausbildung nur eine geringe Sorgfalt zu Theil geworden; oft mußte er, um den Greueln des Krieges zu entgehen, seinen Aufenthaltsort wechseln; ja es ist nur zu wahrscheinlich, daß der dem kaiserlichen Interesse durchaus ergebene Schwarzenberg dahin arbeitete, den körperlich und geistig früh hervorragenden Jüngling durch mangelhafte Ausbildung seiner Anlagen verkümmern zu lassen, weil seine Persönlichkeit die Aussicht erstickte, daß er sich wie sein schwacher Vater als fügsames Werkzeug der Entwürfe des Grafen werde brauchen lassen. Indeß scheiterte dieser heillose Plan guten Theils dadurch, daß der Prinz frühzeitig von Stettin, wo er zwei Jahre lang sich aufgehalten hatte, nach Holland geschickt 1634.
wurde; denn hier fand er Gelegenheit, auf der Hochschule zu Leyden das bisher in seiner wissenschaftlichen Ausbildung Versäumte nachzuholen und im Umgange mit dem ausgezeichneten Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien und den großen Feldherren und Staatsmännern, welche die bewegte

Zeit in jenem Lande herangebildet hatte, seinem Geiste die einem Staatsmanne unentbehrliche Umsicht und Gewandtheit, seinem Charakter die einem Herrscher wünschenswerthe Festigkeit zu erwerben und überhaupt die Fülle der Kenntniß der damaligen Staatsverhältnisse zu sammeln, die seine spätere Regentenselbstständigkeit begründete. In sehr vielen Beziehungen war dieser vierjährige Aufenthalt des Fürsten in Holland von den wichtigsten Folgen, und es ist höchst bezeichnend für die ihm einwohnende sittliche Kraft, daß er es über sich gewann, den sinnlichen Genüssen, denen damals im Haag auch in höheren Kreisen gefröhnt wurde, sich zu entziehen und in das Kriegslager vor Breda sich zu begeben, wo Friedrich Heinrich dieser schönen That des Jünglings mit um so größerem Rechte die gebührende Anerkennung zollte, als die ärgste Unsittlichkeit damals ganz gewöhnlich war und kaum als anstößig galt. Endlich gelang es dem brandenburgischen Minister, ihn aus der seinen Planen so verderblichen Umgebung zu ziehen und in die Nähe seines Vaters zu bringen, wo er bis zu dessen Tode lebte. Der junge Kurfürst hielt es seinem Interesse gemäß, mit der lange genährten, wohlbegründeten Abneigung gegen den einflußreichen Schwarzenberg nicht sofort hervorzutreten; er ließ ihm, in Ostpreußen zunächst bleibend, die Statthalterschaft der Mark, beschränkte indeß bald darauf seine Vollmachten so bedeutend, daß dieser aus Furcht vor einer strengen Untersuchung seiner
1641 bisherigen Regentschaft in eine Krankheit verfiel, die seinem Leben bald ein Ende machte. Die
14. März. großen Güter, die des Verstorbenen Habsucht erworben hatte, wurden größern Theils eingezogen.

Um irgend etwas für die unter dem äußersten Kriegselende schmachtenden Marken zu thun, mußte Friedrich Wilhelms Sorge zunächst darauf gehen, Herr in seinem Lande zu werden und die uneingeschränkte Verfügung über die demselben noch inwohnenden Streitkräfte zu erhalten; denn diese besaß er keinesweges, weil die von seinem Vater geworbenen brandenburgischen Truppen zugleich dem Kaiser den Eid des Gehorsams geleistet hatten und unter den Befehlshabern derselben außer Konrad von Burgsdorf (der ihn nicht geschworen) Keiner Willens war, demselben treulos zu werden. Gewalt konnte der Kurfürst nicht anwenden, also suchte er sein Ziel durch List zu erreichen und erreichte es wirklich. Nachdem die Befehlshaber Kracht, Goldacker und Rochow durch List beseitigt
1641 Juni. waren, entließ er die meisten Söldlinge und bildete sich ein neues Heer, das zwar nur 3,000 Mann stark war, auf das er aber als auf sein eignes mit Zuverläßigkeit sich stützen konnte. Zur Unterhaltung desselben wiesen die freilich tief herabgekommenen Stände die Mittel nach, der Befehl über dieselben kam größtentheils an den ausdauernd treuen Konrad von Burgsdorf. Gleichzeitig war der Kurfürst eifrig darauf bedacht, die Belehnung über Preußen von Polen zu erlangen und mit den ihn so nahe bedrohenden Schweden ein sicherndes Abkommen zu treffen. Was den erstern Punkt betrifft, so gelang es ihm, namentlich durch den zwischen dem Adel und den Städten im Herzogthum Preußen ausgebrochenen Zwist seine fürstliche Herrschaft geltend zu machen und die Stände zu namhaften Geldbewilligungen, die ihm in seiner äußerst bedrängten Lage durchaus nothwendig waren, zu vermögen. Die Nachsuchung der polnischen Belehnung aber führte eine Erneuerung der alten widrigen
1641 Intriguen herbei und er erlangte sie erst nach mehreren demüthigenden Zugeständnissen, zu denen
17. Okt. namentlich die Bewilligung von jährlich 130,000 Gulden an die Krone gehörte. Noch vor Erledigung
24. Juli. dieser Angelegenheit war es ihm gelungen, mit Schweden einen Waffenstillstand auf zwei Jahre abzuschließen. Freilich mußte er ihnen die einstweilige Besetzung Pommerns und mehrer Orte in den Marken, die in ihren Händen waren, zugestehen und ihnen ferner den Durchzug durch seine Lande gewähren, den Feinden aber verweigern; indeß erreichte er es doch, daß dieselben nicht mehr wie bisher von den Schweden hart mitgenommen wurden. Gegen den Kaiser suchte er diesen Schritt durch den Drang der Nothwendigkeit zu entschuldigen und dieser mußte, wie schwer es ihm auch einging, es geschehen lassen, weil er sonst leicht den Kurfürsten zu einem Bunde mit den Schweden treiben konnte. Inzwischen ging der Krieg fast unausgesetzt fort und das Uebergewicht der Schweden, namentlich unter dem ausgezeichneten Feldherrn Torstenson ließ ihn sein Anschließen an dieselben nicht bereuen. Unverrückt beharrte Friedrich Wilhelm in dem gewaltigen Kampfe der Mächtigen bei der ergriffenen Neutralität; denn sie war das einzige Mittel, ohne Gefahr der Vernichtung zu bestehen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ja vielleicht bei der einstigen Ausgleichung des unseligen Streites einige Entschädigung für die namenlosen Verluste zu erlangen. Freilich gehörte dazu eine äußerst gewandte, ja verschmitzte Politik; aber gerade in dieser zeigte sich der junge Fürst so Meister, daß er weder durch seine Begünstigung der Schweden mit dem Kaiser in einen offenen Bruch gerieth, noch auch seine Verbündeten von sich abwendete, wenn er zuweilen, aber meist mehr scheinbar als wirklich, das kaiserliche Interesse berücksichtigte. Dabei unterließ er nicht, jede irgend sich darbietende Gelegenheit zur festen Begründung und Ausdehnung seiner Macht zu benutzen.

Endlich drängte sich den kriegführenden Mächten die Ueberzeugung auf, daß keine derselben auf einen vollständigen Sieg rechnen könnte, und man dachte demnach ernstlicher an den Abschluß des als dringend nothwendig erkannten Friedens; doch verliefen noch mehrere Jahre unsäglicher Leiden für Deutschland (1643 — 48), ehe derselbe wirklich zu Stande kam. Bei den Friedensunterhandlungen verfocht Graf Johann von Wittgenstein als brandenburgischer Gesandter das Interesse des Kurhauses. Es ist hier nicht der Ort, die unendlich langen, ermüdenden und weitschichtigen Zänkereien und Verhandlungen auseinanderzusetzen; für unsern Zweck genügt Folgendes. Es war für Brandenburg besonders schwierig, seine wohlbegründeten Ansprüche auf das Herzogthum Pommern, nach welchem Schweden als Lohn für den langen Krieg strebte, durchzusetzen. Lange sträubte sich Friedrich Wilhelm, auf das für den Handel an der Ostsee ihm so wichtige Land zu verzichten; da indeß der Kaiser die brandenburgischen Ansprüche gar nicht unterstützte und auch Frankreich sich des Kurfürsten nicht nachdrücklich annahm, so mußte er sich wohl der Uebermacht fügen und froh sein, durch die erfolgreiche Verwendung der Kronen Schweden und Frankreich eine sehr reichliche Entschädigung zu erhalten. Demgemäß wurde nun die streitige Angelegenheit so ausgeglichen, daß Schweden Vorpommern mit Rügen, von Hinterpommern Stettin, Garz, Damm, Gollnow, die Insel Wollin und die Odermündungen, Brandenburg aber den Rest von Hinterpommern, und das Bisthum Kamin und die Johanniterommenden in Vorpommern erhielt. Außerdem wurde Friedrich Wilhelm noch das Erzbisthum Magdeburg (doch erst nach dem Tode des dermaligen sächsischen Administrators und mit Ausnahme der vier Aemter Querfurt, Jüterbock, Dahme und Burg, welche an Sachsen kamen) und die Bisthümer Halberstadt und Minden zuerkannt. Dagegen mußte er seine Ansprüche auf Jägerndorf auf sich beruhen lassen, und auch über die jülich-clevesche Angelegenheit wurde damals nichts, sondern erst 1666 durch einen besondern Vertrag Friedrich Wilhelms mit dem alten Pfalzgrafen von Neuburg festgesetzt, daß Cleve, Mark und Ravensberg jenem, Berg und Jülich diesem gehören, über Ravenstein aber Schiedsrichter entscheiden sollten. Ohne Rücksicht auf die Rechte der pfalz-neuburg-sulzbachschen Linie ward damals auch eine Erbverbrüderung zwischen den beiden Häusern Neuburg und Brandenburg abgeschlossen. Noch verdient bemerkt zu werden, daß es gerade Kurfürst Friedrich Wilhelm war, welcher auf das Lebhafteste und Nachdrücklichste für den Einschluß der Reformirten in den Religionsfrieden arbeitete und denselben durchsetzte.

So war denn endlich der Friede hergestellt, aber welch eine unermeßliche Aufgabe blieb noch den Fürsten, die entsetzlich verödeten und entvölkerten Länder wiederum zu Wohnsitzen für glückliche Menschen umzugestalten, ja nur einigermaßen die Spuren der vandalischen Verwüstung zu verwischen und die feindlichen Mächte zur Räumung der besetzten Landestheile zu bewegen. Keiner der deutschen Fürsten zeigte hierin eine so rastlose Thätigkeit und Einsicht als der große Kurfürst; trotzdem vergingen mehre Jahre, ehe er namentlich die Schweden und Holländer*) zur Räumung der Plätze vermögen konnte. Kaum war dies theilweise und nicht ohne neue Opfer erreicht, als Friedrich Wilhelm es sich dringend angelegen sein ließ, die zahllosen, vom Kriege geschlagenen Wunden zu heilen, die lange Zeit verstopften Hülfsquellen des Staats wieder fließend zu machen und neue zu öffnen, allen Zweigen der Verwaltung aber nicht nur eine vereinzelte, sondern alle Theile möglichst zusammenfassende und

*) Die Letztern nahmen hauptsächlich die (von Johann Sigismund im Betrage von 100,000 Thalern aufgenommene, aber durch nicht bezahlte Zinsen zu einer Summe von vielen Millionen angeschwollene) horsiferische Schuld zum Vorwand, die besetzten Rheinfestungen noch ferner zu behalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf Ein Ziel gerichtete Aufmerksamkeit zu wenden. Demgemäß wurde zunächst das Heer, als das Mittel, dem so sehr herabgekommenen Staate Achtung nach außen hin zu verschaffen, allmälig und sehr bedeutend vermehrt, so daß es bereits im Jahre 1651 auf 16,000 Mann gestiegen war und wenige Jahre darauf noch um 10,000 Mann verstärkt wurde. Bei der Organisirung desselben leisteten ihm der General-Feldzeugmeister von Sparr und der General-Major Derflinger treffliche Dienste. Die Erhaltung dieser Kriegsmacht war unmöglich ohne die strengste Ordnung und Verbesserung der Finanzen und Friedrich Wilhelm richtete deshalb auf dieselben sein vorzüglichstes Augenmerk. Die Stände verstanden sich auf sein Ansinnen nicht nur zu außerordentlichen Geldbewilligungen, sondern ließen sich auch ein neues, festes Accise- und Steuersystem gefallen. Freilich bürdete dies dem ausgesogenen Lande eine höchst drückende Last auf, aber doch war nicht in Abrede zu stellen, daß die Nothwendigkeit solche Maaßregeln und Opfer erheische und daß in einem geordneten Finanz- und Heereszustande einzig die Möglichkeit beruhe, die Rückkehr der unheilvollen Zeiten zu verhindern. Um indeß bei diesen und den noch als nothwendig erachteten Anordnungen nicht durch die Einsprache der Landstände beschränkt zu werden, arbeitete Friedrich Wilhelm darauf hin, dieselben so selten wie möglich zu versammeln, was freilich von den Beeinträchtigten nicht ohne Unmuth wahrgenommen wurde, aber deshalb zu einer Auflehnung nicht führte, weil in des Fürsten Hand die Mittel lagen, eine offene Widersetzlichkeit streng zu ahnden und dann, weil man keinen Mißbrauch der erweiterten fürstlichen Gewalt bemerkte. Diese Zwecke verfolgte der Kurfürst nicht nur in den alten Landen, sondern auch in den erworbenen neuen, in den Fürstenthümern Minden und Halberstadt, in denen er sich bei der Huldigungsleistung auf eine ziemlich ausgedehnte Weise vor jeder Verkürzung seiner Landeshoheit zu wahren wußte. Nur in den entlegenen Besitzungen am Rheine und jenseits der Weichsel mußte die gleichmäßige Erweiterung der fürstlichen Gewalt der Zukunft vorbehalten bleiben. In dem Streben, dieselbe von den einengenden Fesseln des Mittelalters frei zu machen, steht der Kurfürst Friedrich Wilhelm keineswegs isolirt da; im Gegentheil liefen die gemeinsamen Bemühungen fast aller damaligen Herrscher Europas auf dasselbe Ziel hinaus, und hier und da, z. B. in Frankreich durch Ludwig XIV. wurde durch rücksichtslosere Gewaltthaten als sie der Kurfürst sich gestattete, eine noch entschiedenere Autokratie begründet, wenn sie auch nirgends so heilsame Früchte trug, wie in Brandenburg, wo seit jeher das Interesse des Fürsten und des Volkes als unzertrennlich betrachtet wurde. Dabei übersah Friedrich Wilhelm keineswegs, der Gerechtigkeitspflege seine Sorgfalt zuzuwenden, die Thätigkeit des geheimen Rathes durch Begründung der verschiedenen Abtheilungen zu ordnen und zu steigern, die Verwaltung der Domainen einträglicher zu machen, ferner die durch den Krieg verödeten Striche durch Ansiedelung von Friesländern und Holländern in neuen Anbau zu bringen, den verfallenen Handel und den innern Verkehr durch die Einführung der Posten emporzuheben und die Geistesbildung zu fördern. In der letzteren Beziehung kamen ihm die Stände besonders bereitwillig entgegen und durch ihre Unterstützung wurde nicht nur die Hochschule zu Frankfurt und das joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin wieder hergestellt und reich ausgestattet, sondern selbst zu Duisburg 1655 eine neue Universität errichtet und überhaupt das Schulwesen gehoben. Besonders aber verdient es eine rühmende Erwähnung, daß er nicht nur an der Ausgleichung des immer noch schroffen Abstandes zwischen Lutheranern und Reformirten in seinen Staaten arbeitete, sondern auch zum nachdrücklichen Beschützer der anderwärts unterdrückten und beeinträchtigten Evangelischen sich aufwarf, wodurch des Kurfürsten Achtung und Ansehen im Auslande fast gleichmäßig wuchs mit der Anhänglichkeit, welche die eigenen Unterthanen ihrem seltenen Fürsten zollten. Leider unterbrach das nur zu bald wieder ertönende Waffengeräusch die so vielseitige und segensreiche Thätigkeit in der innern Regierung seiner Länder.

§ 2. Bis zu den Kriegen mit Frankreich.

Es entbrannte nämlich, nachdem Gustav Adolfs Tochter, Christina, freiwillig der Krone sich entäußert und ihr Vetter, der heldenmüthige Pfalzgraf von Zweibrücken, Karl X. Gustav, dieselben übernom-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

men, ein heftiger Kampf mit Polen, weil dessen schwacher Monarch Johann Casimir aus der ältern Linie Wasa diesen Zeitpunkt für angemessen erachtete, die alten, von den Nachkommen des Sigismund Wasa nie aufgegebenen, sondern nur ausgesetzten Ansprüche auf die Krone Schweden geltend zu machen *). Der kriegerische, mit den großartigsten Entwürfen zur Bildung einer nordischen Universalmonarchie sich tragende Schwedenkönig würde vielleicht aus eigenem Antriebe den Schlachtruf im Norden erhoben haben; die thörichte Anmaßung kam seinen Wünschen sehr zu Statten. Also ergriff

*) In Polen war mit Sigismund II. der Mannsstamm der Jagellonen ausgegangen. Hatten schon früher 1572.
die Fürsten aus der piastischen und jagellonischen Dynastie nur durch ungemeine Zugeständnisse an den Adel zum Nachtheil der Krone die Nachfolge auf dem Throne sich sichern können, so wurde jetzt vom Adel förmlich das Reich für ein Wahlreich erklärt und dadurch aufs Neue ein Grund zu seinen nachherigen bittern Schicksalen gelegt. Fortan war der Einfluß der auswärtigen Mächte auf die Besetzung des Throns und die innern Verhältnisse Polens ungleich größer als zuvor, da der allgewaltige Adel so wenig vermochte, dem Golde und der List der Fremden sich zu entziehen. Nicht weniger als sechs Mächte bewarben sich um den Thron für einen ihrer Prinzen, endlich trug die Schlauheit des französischen Gesandten und seine großen Versprechungen den Sieg davon: Heinrich von Anjou ward gewählt. Dieser Schritt muß um so mehr befremden, da vor der Wahl ausdrücklich eine vollkommene Toleranz für alle religiösen Partheien im Staate festgesetzt worden und es nichts weniger als Geheimniß war, welchen großen Antheil jener Prinz an der gräßlichen Pariser Bluthochzeit hatte. In der That erwies es sich bald, welchen Mißgriff der Adel bei dieser Thronbesetzung gethan. Heinrich durch seine Sitten, noch mehr aber durch seine Gesinnung die Nation, welche damals in einem nicht geringen geistigen Aufschwung begriffen war, abstoßend, erwarb statt Vertrauen nur Unmuth und Haß und seine schmähliche Flucht aus Krakau mußte ihn den Polen völlig verächtlich machen. Sie erklärten den Thron für erledigt und erhoben den tapfern, einsichtsvollen Woiwoden von Siebenbürgen, Mai 1575.
Stephan Bathory auf denselben, während eine andere Parthei diese Ehre dem deutschen Kaiser Maximilian II. zugedachte. Indeß behauptete sich Stephan auf dem Throne und stellte in kurzer Zeit den Waffenruhm des Volkes wieder her. Die Gelegenheit dazu fand sich in den Kämpfen um Livland, welches Land zwischen den nordischen Mächten Rußland, Polen und Schweden ein eben solcher Zankapfel war, wie vordem Mailand für die Mächte des Südens. Schon 1560 hatte Polen den Kampf mit Rußland um dieses Land begonnen; im Frieden von 1582 gewann dasselbe Stephan Bathory. Aber in dieser kriegerischen Beschäftigung ging seine Thätigkeit nicht auf; er sorgte gleichmäßig auch für das innere Gedeihen des Staates, namentlich für bessere Gerechtigkeitspflege und arbeitete dahin, die tiefern Gebrechen, an denen der Staat litt, zu heben. Dahin gehörte namentlich die Beschränkung der Wahlfreiheit und die Begründung eines stehenden Heeres. Aber wenn es ihm auch gelang, die Anfänge zu dem letzteren zu legen, so war doch wenig Gutes von der Einrichtung zu hoffen, da der Adel in dem Heere sich das Recht eines gesetzmäßigen Aufstandes (rokosz) vorbehielt und Stephan starb leider schon 1586, also viel zu früh, um seine wohlthätigen Entwürfe und Einrichtungen fester zu begründen. Bei der Wiederbesetzung des Throns ging es abermals nicht ohne Zwiespalt ab. Eine stärkere Faction erhob Sigismund, den Sohn Johanns III. von Schweden, eine andere den Erzherzog Maximilian von Oestreich auf den Thron; doch unterlag der letztere in dem darüber ausbrechenden Kampfe und verzichtete auf seine Wahl. Sigismunds III. Regierung (—1632) war eben nicht glücklich für Polen und führte für Schweden vielfache Verwickelungen und Unruhen herbei. Vergeblich strebte er nach dem Tode seines Vaters Johann III., auch die schwedische Krone in Besitz zu nehmen. Sein beständiger Aufenthalt in Polen und die förmliche Annahme des katholischen Glaubens, in welchem er erzogen worden, erfüllte die protestantischen Schweden mit Mißtrauen und sein Oheim Karl von Südermannland erweiterte die Spaltung zwischen Sigismund und der Nation so sehr, daß dieser zuletzt vom Throne völlig ausgeschlossen und derselbe Karl dem IX. und seinen Nachkommen übertragen wurde. Darüber brach zwischen Polen und Schweden ein langwieriger Krieg aus, der von Karls Nachfolger, dem großen Gustav Adolph so nachdrücklich geführt wurde, daß ihm in dem 1629 zu Altmark abgeschlossenen Waffenstillstande fast ganz Livland überlassen werden mußte. Wie in diesen Verhältnissen zu Schweden Sigismund sich unklug und schwach genommen, so auch in Polen selbst, wo zumal sein Hinneigen zum österreichischen Hause und die Beeinträchtigung der religiösen Freiheit der Akatholiken, zu der ihn seine jesuitische Umgebung verleitete, den Unmuth der Nation in hohem Grade erregte. Glücklicher war er bei seiner Einmischung in die russischen Verhältnisse, da die nach dem Aussterben des Rurikschen Herrscherhauses im Reiche ausbrechende Verwirrung ihm Gelegenheit bot, Smolensk, Severien und Tschernigow an Polen zu bringen. Doch war dieser materielle Gewinn 1618.
ein geringer Ersatz für die unter seiner elenden Regierung zusammenbrechende Hoffnung, daß die Reformation auch hier, wie in andern Staaten, der Nation einen Aufschwung verleihen werde. Die Anhänger derselben verminderten sich in Folge der gegen sie ergriffenen Maßregeln (Entziehung der Staatsämter und Würden und der Nutzungsgüter) immer mehr, dagegen war die alle übrigen Theile des Volks niederhaltende Adelsgewalt im beständigen Steigen begriffen. Die Verhältnisse blieben gleich trostlos unter seinem Nachfolger Wladyslaw IV. Wasa, obwohl unter diesem die jesuitischen Reactionsversuche sich mehr gegen die von dem russischen Reiche gewonnenen griechischen Unterthanen richteten, als gegen die Protestanten. Johann Casimir 1648—1669; Michael Wisniowiecki —1673. Johann II. Sobieski —1696. August III. Kurfürst von Sachsen 1697—1733. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er kühn den hingeworfenen Fehdehandschuh, unbekümmert um den Neid und die Besorgniß der Nachbarmächte, deren eigenes Interesse Schwedens ferneres Emporkommen schmälerte, nur bemüht, den Kurfürsten von Brandenburg in seine Bundesgenossenschaft zu ziehen. Obwohl Friedrich Wilhelm sich von den Schlägen des dreißigjährigen Krieges kaum nothdürftig erholt und ein neuer Krieg, in dem er nicht partheilos bleiben durfte, ihm jetzt eben nicht erwünscht kommen konnte, so begriff er doch, daß derselbe ihm vielleicht ein Mittel werden könne, sich von der eben so lästigen als schmählichen polnischen Lehnshoheit über Preußen frei zu machen. Daß der schon damals sehr zerrüttete und durch den Unabhängigkeitssinn der Großen einer völligen Anarchie entgegeneilende polnische Staat den schwedischen Angriff nicht siegreich abweisen werde, konnte dem einsichtsvollen Friedrich Wilhelm nicht entgehen, ja es mußte ihm thöricht dünken, durch seine erst im Werden begriffene Macht ein alterndes Reich vom Untergange retten zu wollen, was ohne die bedenklichsten Aufopferungen gar nicht geschehen konnte. Andrerseits konnte ihm eben so wenig daran gelegen sein, eine schon hochgestiegene und immer kühnere Plane entwerfende Macht selbstthätig noch höher zu steigern, was, wenn nicht den eigenen Untergang, so doch eine schmähliche Dienstbarkeit in sich schloß. Geleitet von diesen Ansichten beabsichtigte er, weder an die eine, noch an die andere Macht sich unbedingt anzuschließen, sondern aus dem bevorstehenden Kampfe beider den möglichsten Vortheil zu ziehen. Also wies er das Ansinnen Karl Gustavs, ihm die Häfen Pillau und Memel zu übergeben und sich an Schweden anzuschließen, wofür ihm die Souveränetät in Preußen und bedeutende Theile des polnischen Reiches zufallen sollten — Beweises genug, daß der Gedanke einer Theilung Polens schon ziemlich alt ist — von sich ab und rückte mit 8000 Mann in Preußen ein. Schnell fiel ganz Großpolen und Warschau und
1655 bald auch Masovien und Kleinpolen in der Schweden Gewalt. Der verlassene König Johann Casi-
Juli u. Aug. mir floh nach Schlesien. Trotz des mit den Generalstaaten abgeschlossenen Schutzbündnisses und der Erhöhung seines Heeres auf 26,000 Mann erregten die Fortschritte der schwedischen Waffen des Kurfürsten höchste Besorgnisse. Vergebens schloß er mit den Ständen des polnischen Antheils von Preußen ein Vertheidigungsbündniß gegen Schweden, wofür ihm Johann Casimir die annehmlichsten Zusicherungen zukommen ließ: schnell wandte sich der Sieger Karl Gustav gegen ihn, trieb seine Truppen aus den besetzten polnisch-preußischen Städten und zwang nun, alle ferneren Unterhandlungen mit dem in die Enge getriebenen Kurfürsten ablehnend, denselben zu Königsberg, das Herzogthum
17. Jan. Preußen als ein Lehen von Schweden anzunehmen. Zugleich mußte er Neutralität in dem schwedisch-
1656. polnischen Kriege, die Räumung von Westpreußen und die Theilung der Seezölle mit Karl Gustav geloben. Inzwischen hatte der schwedische Anfall die Polen mehr eingeschüchtert und betäubt, als dauernd unterworfen. Es gelang dem Könige, seine Unterthanen wieder zu ermuthigen, worauf diese nach dem Abschluß einer Conföderation zu Tyszkowice sich ermannten und ein Heer von 40,000 Mann zusammenbrachten, bei welchem Johann Casimir vertrauensvoll sich wieder einfand. Dieser Umschwung blieb nicht ohne Einwirkung auf die bedenkliche Lage Friedrich Wilhelms. Es mußte dem Könige von Schweden jetzt Alles daran liegen, den Kurfürsten zu einem Bunde zu vermögen, und dieser wurde
25. Juni. nach langen Verhandlungen zu Marienburg unter der Bedingung abgeschlossen, daß Friedrich Wilhelm seinem Bundesgenossen 4000 Mann Hülfstruppen stellen, dieser jenem mit 6000 Mann beistehen solle; außerdem erhielt der Kurfürst einen weit günstigeren Lehnsvertrag in Bezug auf Preußen und den Anfall der Woiwodschaften Posen, Kalisch, Lenczyc und Sieradien zugesichert. In Folge dieses Bündnisses vereinigte der Kurfürst seine Truppen mit dem schwedischen Heere und zog gegen das weit überlegene polnische. Dennoch errangen die Brandenburger, welche hier unter Friedrich Wilhelms persönlicher Anführung nicht geringen Siegesruhm erwarben, und Schweden in der dreitägigen mörderischen
28.—30. Juli. Schlacht bei Warschau einen vollständigen Sieg, den indeß der Kurfürst im Interesse Karl Gustavs weiter zu verfolgen nicht für gut fand. Vielmehr zog er mit dem größten Theile seiner Truppen nach Preußen, um dieses Herzogthum vor einer polnischen Invasion zu schützen, wie denn in der That eine Heeresabtheilung von 20,000 Lithauern und Tataren unter Gasiewski in Preußen einbrach, und nach dem Siege über den Grafen Waldek bei Prosken das Land mit einer schrecklichen Verheerung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heimsuchte, weithin Städte und Dörfer verbrannte und viele Tausende der Einwohner erschlug oder in die Sklaverei führte. Mit Mühe nur wurden die Horden endlich aus dem Lande geschlagen. Inzwischen war des Schwedenkönigs Lage durch die Eifersucht des Zaren, Dänemarks, Hollands und Oestreichs und das theilweise Anschließen dieser Mächte an das an den Abgrund gebrachte Polen sehr bedenklich und eine festere Vereinigung mit dem Kurfürsten für ihn sehr wünschenswerth geworden. Sie erfolgte durch den Vertrag von Labiau, welcher Friedrich Wilhelm die völlige Souveränetät über 1656
das Herzogthum Preußen und Ermland (gegen Verzichtung auf alle Ansprüche an Polnisch-Preußen, 10. Nov.
welches mit nicht unbedeutenden polnischen Provinzen an Schweden fallen sollte, und die Zahlung von 120,000 Thlr.) zusicherte, zugleich aber auch nach dem Absterben des brandenburgischen Mannsstammes den dereinstigen Anfall der Lande an Schweden festsetzte. Nach dem der Kurfürst diesen langersehnten Vortheil erreicht, kümmerte es ihn wenig, daß Karl Gustavs Lage in Polen durch die kraftvolle Erhebung der Nation immer schwieriger wurde und Oestreich an mittelbaren, Dänemark an offenen Krieg mit Schweden dachte; er sah voraus, daß diese Macht die ungemessenen Entwürfe gegen Polen nicht würde hinausführen können und dachte fortan nur darauf, den schwachen Johann Casimir zu bewegen, daß er ihm, wie so eben Karl Gustav, gleichfalls die Souveränetät in Preußen zugestehe. Als daher der letztere, den persönlichen Kampf gegen Polen aufgebend und mit dem Kern seiner Macht auf Dänemark sich werfend, aus dem Gebiet der Weichsel nach Holstein sich entfernt hatte, 1657
trat Friedrich Wilhelm mit Polen in Unterhandlung und schloß unter österreichischer Vermittelung den 19. Sept.
Vertrag von Welau, welcher bald darauf von Johann Casimir zu Bromberg bestätigt wurde. Durch 6. Nov.
diesen wichtigen Traktat empfing der Kurfürst von Brandenburg nun auch von Polen das Herzogthum Preußen als Souverain, schloß mit der Republik ein ewiges Bündniß und sagte derselben in dem noch fortdauernden Kriege mit Schweden eine Bundeshülfe von 6000 Mann zu, wofür ihm außerdem die Herrschaften Lauenburg und Bütow erblich, die Starostei Draheim pfandweise *) überlassen, endlich die Stadt Elbing nach Beendigung des Krieges versprochen wurde. Karl X. Gustav mochte ahnen, welche Schritte der tiefschauende, gewandte Fürst gewagt hatte, und überhäufte ihn deßhalb mit argen Vorwürfen; Friedrich Wilhelm achtete diese indeß so wenig, daß er vielmehr Alles daran setzte, den gegen die Dänen mit großen Erfolgen aufgetretenen König von Schweden von allen Seiten mit Krieg zu umgarnen und es ihm unmöglich zu machen, die Brandenburg angedrohte Rache zu vollziehen. Besonders war ihm viel daran gelegen, Dänemark vor gänzlicher Vernichtung
zu sichern; denn schon hatte dieser Staat im Roschilder Frieden bedeutende Provinzen an den Sieger März 1658.
abtreten müssen, und dennoch erhob dieser bald darauf abermals das Schwert zu des Nachbars gänzlicher Vernichtung. Da gelang es dem unermüdlichen Kurfürsten, den Kaiser, Polen und die Generalstaaten zu nachdrücklicher Hülfeleistung des unterliegenden Staates zu bestimmen. Er selbst mit 16,000 Mann drang mit den Verbündeten (11,000 Oestreichern unter General Spork und 5000 Polen unter Czarnietzki) nach Holstein vor und schlug die Schweden fast ganz aus dem dänischen Fest- November.
lande, während brandenburgische Truppen zugleich in Pommern und Kurland dieselben siegreich bekämpften; und eine holländische Flotte unter dem Admiral Wassenaar, dann unter Ruyter nöthigte den König die Belagerung von Kopenhagen aufzugeben. Dieses energische Einschreiten der Mächte und 23. Febr.
Karl Gustavs plötzlicher Tod zwangen den nordischen Staat auf die kühnen Eroberungsplane zu ver- 1560.
zichten und zu Oliva mit dem Kaiser, Polen und Brandenburg Frieden zu schließen. Für die letztere 3. Mai.
Macht erkannte Schweden die Gültigkeit des Welauer Vertrages an, wogegen der Kurfürst die in Holstein und Pommern eroberten Plätze wieder herausgab; doch bot er vergebens Alles auf, in den von Polen ihm garantirten Besitz Elbings zu kommen, da die Bewohner dieser Stadt und jene Macht selbst sich entschieden dagegen erklärten, ohne daß diese im Stande war, die versprochene Lösungssumme von 400,000 Thlr. an Brandenburg zu entrichten. Abgesehen von diesem, im Grunde unbedeutenden Nachtheile hatte der Kurfürst durch die Befreiung Preußens von der drückenden polnischen Lehnsherr-

*) Friedrich Wilhelm konnte erst 1668 und nicht ohne Gewalt in den Besitz dieses Ländchens kommen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichkeit allerdings etwas Außerordentliches gewonnen und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dadurch ein neuer Grundstein zur preußischen Monarchie gelegt war. Es kam nur noch darauf an, die ihm zugestandenen Rechte auch in Preußen gegenüber dem auf seine Freiheiten stolzen Adel und den Städten geltend zu machen.

Nur zu bald sollte der Kurfürst erfahren, daß sich dies nicht ohne die größten Schwierigkeiten werde bewerkstelligen lassen. Denn einmal waren die Stände nicht wenig entrüstet darüber, daß die mit Schweden und Polen abgeschlossenen Verträge, welche ihre Lage und ihre Stellung zu ihrem unmittelbaren Landesherrn so wesentlich veränderten, ganz ohne ihre Zustimmung, ja ohne Anfrage abgeschlossen worden waren; dann weckten die im Laufe des Krieges, der ohnehin ihren Zustand durch die mit demselben damals gewöhnlich verknüpften Uebel bis zum Unerträglichen gesteigert hatte, vom Kurfürsten eigenmächtig erhobenen, nur durch militairische Execution aufzubringenden Steuern die schlimmsten Besorgnisse auch für die Zukunft. Wie sehr Friedrich Wilhelm nun auch die beispiellose Noth des Landes anerkennen und die Klagen der Stände für wohlbegründet halten mochte, so erlaubte ihm doch seine drückende Lage und die Nothwendigkeit, das angefangene Werk weiter fortzusetzen, nicht, darauf eine den Wünschen der Stände entsprechende Rücksicht zu nehmen. Vergebens wendete der Kurfürst und seine Beamten alle erdenkliche List und Schlauheit an, vergebens suchten sie unter den Ständen Spaltungen zu erzeugen: die Preußen weigerten sich standhaft, dem souverainen Fürsten die Huldigung zu leisten und strebten offen darnach, den alten, oft angewendeten und erprobten Rückhalt an Polen wieder zu gewinnen. Unter den Städten erwies sich namentlich das von dem unerschütterlich festen Schöppenmeister Rhode geleitete Königsberg als den alten Rechten und Privilegien treu anhangend und von dem Adel wurde ein nicht geringer Theil durch den Obersten Christian Ludwig von Kalkstein in dauernder Abneigung gegen den Kurfürsten erhalten. Aber auch die Gemäßigten und dem Interesse des Letztern Ergebenen konnten sich nicht verhehlen, daß des Fürsten gewaltthätige Eingriffe in die ständischen Gerechtsame die gesammte Freiheit und den Wohlstand des Landes mit unzweideutigen Gefahren bedrohten, und es war lange Zeit nicht abzusehen, ob des Kurfürsten Parthei so wachsen würde, daß sich dessen Absichten würden durchführen lassen. Nach langen Verhandlungen, in denen die Stände eben so beharrlich auf der Erhaltung ihrer hergebrachten Rechte bestanden, der Kurfürst aber eben so wenig von einer Beschränkung derselben, welche die Begründung der ihm von Polen bewilligten Souverainetät verhinderte, abgehen wollte, wagten es die ersteren, als die verfassungswidrigen Schritte des Kurfürsten sich mehrten, den König von Polen Johann Casimir durch Rhodes Sohn um seinen Schutz ersuchen zu lassen. In der That erlangten sie einen zu fernerem
1662 Juni. Widerstande gegen die Anmuthungen Friedrich Wilhelms aufreizenden, dessen Rechte aber offen verletzenden Bescheid, und es fehlte wenig, daß die Stände auf Grund desselben zu einer Bundeseinigung geschritten wären. Vergeblich drang der Kurfürst bei den Königsbergern auf Rhodes Gefangennehmung und Auslieferung; nur das erlangte er von dem Könige von Polen, daß derselbe die den Ständen eben gegebenen Eröffnungen wiederrief, was der letzteren Hoffnung auf den zuverläßigen Beistand Polens nothwendig erschüttern mußte. Um in der höchst schwierigen Angelegenheit einen Schritt weiter zu kommen, entschloß sich Friedrich Wilhelm endlich selbst nach Preußen sich zu begeben. Hier
Oktober. gelang es ihm nun theils durch List, theils durch Gewalt, den in der Verfechtung der Freiheit Preußens unerschütterlichen Rhode in seine Hände zu bekommen, worauf derselbe als Hochverräther nach Kolberg und später nach Peitz gebracht wurde, wo er bis zu seinem Tode im Kerker saß. Dadurch geschreckt verstanden sich die Abgeordneten der Stadt Königsberg, die Souverainetät anzuerkennen und
12. März 1663. der Kurfürst ertheilte ihnen nun eine Assecuration, welche seine und der Unterthanen Rechte im Allgemeinen, keinesweges im Einzelnen, festsetzte. Im Wesentlichen bestimmte jene Urkunde, daß der Herzog ohne der Stände Rath und Zustimmung weder im Kriege noch im Frieden etwas anordnen, noch die Ausübung des Augsburger Bekenntnisses irgend wie beschränken werde. Für den Fall des Aussterbens seines Hauses würden die Stände den Bevollmächtigten der Krone Polen huldigen; er selbst aber bestätigte alle Privilegien und Rechte der Preußen, namentlich versprach er, ohne Wissen und

Willen der Stände keinen Krieg über Preußen zu führen, Steuern nicht willkürlich zu erheben und Beschwerden der Unterthanen auf den in je sechs Jahren zu berufenden Landtagen und auch sonst nicht unberücksichtigt zu lassen. Darauf erfolgte die feierliche Huldigung des Adels, der Städte und aller Beamten; die polnischen Bevollmächtigten aber empfingen diese für den Fall des Aussterbens des Kurhauses. So hatte denn der Kurfürst erreicht, wornach er so beharrlich gestrebt, freilich nicht in der von ihm gewünschten, ausgedehnten Weise; allein die ihm auferlegten Beschränkungen wußte er mit der Zeit immer mehr zu umgehen, vereinzelten Widerstand *) gewaltsam zu unterdrücken und bei der Auflegung neuer Steuern jede Einmischung der Stände abzuweisen. Doch lag es ungleich mehr in seinen schwierigen und verwickelten Verhältnissen, wenn diese allmälig eine Höhe erreichten, welche die Durchführung der Souverainetät in Preußen als das ärgste Uebel erscheinen ließ, das das Volk hatte treffen können. 1663 28. Okt.

§ 3. Bis zum Tode des großen Kurfürsten, 1688.

In den Bemühungen, durch Unterdrückung der großen Freiheiten der preußischen Stände sich eine unumschränkte Verfügung über die bedeutenden Hülfsquellen dieses Landes zu verschaffen, ging des großen Kurfürsten Thätigkeit nach dem Frieden von Oliva keineswegs auf. Um ähnlichen Verwickelungen in dem ihm zuerkannten Herzogthum Magdeburg für die Zukunft vorzubeugen und die Begründung einer souverainen Gewalt in demselben vorzubereiten, ehe noch von der nach der Reichsfreiheit strebenden Stadt Schritte dagegen gethan werden konnten, setzte er noch bei Lebzeiten des Administrators, des sächsischen Prinzen August, es durch, daß dieselbe eine brandenburgische Besazung von 1000 Mann aufnahm und ihm die Huldigung leistete, so daß dann nach dem Tode Augusts 1680 das Herzogthum ohne Schwierigkeit an Brandenburg fiel. Dabei war er unabläßig bemüht, das Heer, auf welchem vornemlich seine immer steigende Geltung in dem damaligen europäischen Staatensystem beruhte, auf einem achtunggebietenden Fuße zu erhalten, ohne doch durch die bedeutenden Summen, welche dessen Unterhaltung verschlang, das Mark seiner Staaten auszusaugen, weshalb er es, sobald das mit Sicherheit geschehen konnte, verminderte oder durch Subsidien von den Mächten, in deren Interesse er Truppen geworben hatte oder geworben zu haben vorgab, die nothwendigen Kosten bezog. Leider hatte der für ihn so kostspielige schwedisch-polnische Krieg die kaum von den Leiden des 30jährigen erstandenen Länder zu neuen schweren Opfern genöthigt und die begonnene Entwickelung theilweise gelähmt; kaum aber hörten die Waffen auf zu toben, als auch des Fürsten landesväterliche Sorgfalt wieder erwachte und durch zweckmäßigere Organisation des Steuer-, Finanz- und Münzwesens, durch Förderung der Industrie und des Handels (Canalbau zur Verbindung der Spree mit der Oder 1662 — 68) die Kräfte und den Wohlstand des Staats zu heben strebte und wirklich hob. Den Wissenschaften und Künsten, namentlich der Baukunst, Musik, Bildhauerkunst und Malerei widmete er eine damals ungewöhnliche Sorgfalt und Pflege, die ihn insofern weit über seinen glänzenderen Zeitgenossen Ludwig XIV. von Frankreich stellt, als sie nicht, wie bei diesem prunksüchtigen Fürsten in dem Wunsche, Aufsehen zu erregen und als freigebiger Mäcen zu glänzen, wurzelte, sondern hervorging aus der klaren Einsicht, daß durch alleinige Beförderung der materiellen Interessen eines Volkes ohne Berücksichtigung der geistigen Bildung für sein Wohl nur einseitig gesorgt werde. 1666. 1680.

*) Dahin gehört das widerspenstige Benehmen des Obersten von Kalkstein, der eben wegen seiner Unfügsamkeit und wegen unüberlegter Drohungen des Hochverraths schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt wurde. Der Kurfürst milderte diese Strafe, ohne dadurch den Verurtheilten auf andere Gesinnungen zu bringen. Im Gegentheil floh dieser nach Warschau, gab sich hier für einen Abgesandten des unterdrückten Herzogthums Preußen aus und veranlaßte bedenkliche Irrungen zwischen der Krone und dem Kurfürsten, bis des letztern Gesandter, Eusebius von Brandt, nachdem seine dringende Forderung, den offenbaren Verbrecher auszuliefern, ohne Erfolg geblieben, ihn in Warschau greifen und nach Preußen bringen ließ, wo er hingerichtet wurde. Die Aufregung, welche dieser Schritt in Preußen sowohl, wie am polnischen Hofe erregte, wußte Friedrich Wilhelm allmälig zu beschwichtigen. 6. März 1670.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sicher würden in allen diesen Beziehungen noch weit erfreulichere Resultate zu Tage gekommen sein, wenn nicht eine abermalige Verwickelung der politischen Verhältnisse im westlichen Europa Friedrich Wilhelms Aufmerksamkeit getheilt hätte. Sie ging diesmal von Frankreich aus, auf dessen Throne damals ein König saß, welcher unverholen nach einem Principat in Europa strebte und dieses Ziel durch jedes dahinführende Mittel, Gewalt, Raub, List und Trug zu erlangen trachtete. Es konnte nicht fehlen, daß ein die Rechte und den Besitzstand naher und ferner Mächte so sehr gefährdender Entwurf den entschlossensten Widerstand anregte und daß beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch Europa mit blutigen, verheerenden Kämpfen angefüllt wurde. Schon die Lage der Länder des großen Kurfürsten, mehr noch dessen fester Wille, die in dem europäischen Staatensystem eingenommene bedeutsame Rolle nicht nur nicht aufzugeben, sondern wo möglich noch einflußreicher zu gestalten, mußte ihn zu reger Theilnahme an den Ereignissen bestimmen; von der Gewandtheit seiner überaus umsichtigen Politik und der rechtzeitigen Anwendung seiner schon nicht unbedeutenden Streitkräfte durfte er, wenn auch nicht immer eine den Ausschlag gebende Entscheidung, doch sicher Vermehrung seines Ruhmes und seines Ansehens erwarten. Indeß verfuhr er wie immer sehr vorsichtig und suchte deshalb die Entwürfe der Mächte zu erforschen und ihren wahrscheinlichen Ausgang zu
1665. berechnen. Ganz Europa war erstaunt und entrüstet, als Ludwig der XIV. nach dem Tode seines Schwiegervaters, Philipps IV. von Spanien, ungeachtet der feierlichen Verzichtleistung seiner Gemahlin auf alle Ansprüche an spanische Länder, gestützt auf das jus devolutionis die spanischen Niederlande forderte und 1667, nachdem er einen großen Theil der deutschen Fürsten im Bunde mit sich vereinigt hatte, diese Lande mit Heeresmacht anfiel. Weder Spanien noch der Kaiser waren vermögend, Widerstand zu leisten; Kurfürst Friedrich Wilhelm damals höchst besorgt, Ludwig möchte einem französischen Prinzen zur polnischen Krone verhelfen und nur darauf bedacht, dies zu hindern, konnte nicht nachdrücklich gegen die Gewaltthat einschreiten; nur die Generalstaaten, die Gefahr derselben für ihre Lage durchschauend, brachten die Tripelallianz mit England und Schweden zu Stande
1668. und nöthigten dadurch Ludwig, im Aachener Frieden mit einem Theile der Beute (zwölf flandrischen Städten) sich zu begnügen. — Aber es war jener französische Anfall nur das Vorspiel zu ungleich umfassenderen Entwürfen, welche die Selbständigkeit nicht nur Deutschlands, sondern fast aller europäischen Staaten im höchsten Grade bedrohten. Aus Rache, daß die Generalstaaten seinen Plan vereitelt, dachte er nun an eine völlige Vernichtung der kühnen Republik und an deren Einverleibung in Frankreich und durch gewandte Unterhandlungskünste zog er den Kurfürsten von Köln, den kriegerischen Bischof von Münster (Bernhard von Galen), Hannover und Meklenburg in sein Interesse; Baiern, Sachsen, Braunschweig, Pfalz und Würtemberg bewog er zur Neutralität. Außerdem verhießen ihm des englischen Karl II. autokratische und den Protestantismus gefährdende Entwürfe, die ungarischen Unruhen, welche den Kaiser beschäftigten, die große Schwäche Spaniens und die Käuflichkeit des schwedischen Reichsrathes, vor Allem aber die Zerrissenheit der niederländischen Republik (republikanische und oranische Partei) Förderung seiner ehrgeizigen, rechtswidrigen Plane. Nur ein Fürst, dessen klaren, das Verderbliche und Unheilvolle dieser Entwürfe für ganz Deutschland durchschauenden Blick die vorgespiegelten Vortheile nicht trüben konnten, war zur Genossenschaft an dem sinnlosen Bunde nicht zu vermögen, ja selbst parteilos wollte er nicht einmal bleiben. Es war dies der große Kurfürst von Brandenburg. Obwohl nicht im besten Vernehmen mit dem überaus mächtigen Rathspensionär de Witt und mit Recht besorgt vor einem Angriffe der dem französischen Interesse verkauften Schweden, beschloß er zunächst ganz allein für den höchst bedrohten Freistaat, mit
26. April welchem er zu Berlin einen Vertrag abgeschlossen und sich zur Stellung von 20,000 Mann Hülfs-
1672. truppen verpflichtet hatte, und für seine und Deutschlands Selbständigkeit die Waffen zu ergreifen gegen den anmaßenden Eroberer. Die cleveschen Lande wurden sehr bald von den französischen Heeren überschwemmt, das Reich durch Ueberschreitung der Grenzen verletzt; der Kaiser konnte, da sein Minister Lobkowitz in französischem Solde stand, nur mit Mühe zu dem Versprechen der Aufstellung eines mäßigen Heeres bewogen werden. Aber diese geringe Hülfe wurde fast ganz unbrauchbar, da

der kaiserliche, sie befehligende, höchst einsichtsvolle Feldherr Montecuculi durch die Befehle des Hofkriegsrathes, auf welchen Fürst Lobkowitz einen entscheidenden Einfluß ausübte, in allen Unternehmungen gehemmt wurde. Denn als Friedrich Wilhelm durch Westphalen geradezu den Holländern zu Hülfe ziehen wollte, schlug Montecuculi den Zug nach der Mosel vor, um die Rückzugslinie der Franzosen zu durchschneiden; dann verweigerte wiederum der Kurfürst von Trier den Durchzug durch sein Gebiet und der von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, den Uebergang über den Rhein, wobei er sich auf offene Befehle des kaiserlichen Günstlings stützte. So blieb denn dem vereinigten kaiserlich-brandenburgischen Heere nichts übrig als ein mit Zeitverlust und Aufreibung der Kräfte verknüpfter Rückzug nach Westphalen, der nun freilich nicht viel mehr bewirkte, als daß die dem Prinzen Wilhelm von Oranien gegenüberstehenden französischen Heeresmassen sich theilen mußten, wodurch denn der Republik einige Erleichterung zu Theil wurde. Obwohl nun Spanien, das die Gefahr für seine belgischen Besitzungen sich nicht länger verbergen konnte, und auch der schwerfällige, unerträglich langsame deutsche Reichskörper Miene machte, die schmählichen Gebietsverletzungen nicht länger ungerächt zu lassen, so sah sich doch im nächsten Jahre der große Kurfürst, der Thätigste von 1673.
Allen, durch die Uebermacht der französischen Heere zu sehr bedroht und durch das Ausbleiben der vertragsmäßigen holländischen Subsidien zu sehr gelähmt, als daß er hätte hoffen können, den Kampf glücklich zu bestehen. Deshalb trat er mit Ludwig XIV. in Unterhandlungen und schloß zu Vossem, einem Dorfe bei Löwen, mit ihm den Frieden unter der Bedingung ab, daß alle von den Franzosen besetzten Lande, selbst die den Holländern entrissenen cleveschen Festungen bis auf Wesel, Rees und Lippe geräumt und 800,000 Franken gezahlt würden, wogegen der Kurfürst versprach, den Feinden Frankreichs keine Unterstützung zukommen zu lassen. Nur im Fall das Reich angegriffen würde, behielt sich Friedrich Wilhelm die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten vor. Natürlich weigerten sich nun die Generalstaaten die noch schuldigen Subsidien dem Kurfürsten zu entrichten, setzten aber trotz des Zurücktritts des Kurfürsten den Krieg rüstig fort. Für Deutschland brachte derselbe nicht geringe Schmach und furchtbare Verluste; denn nicht nur wurden die deutschen Länder am Rheine fortwährend von Türenne besetzt gehalten, sondern auch damals schon begannen die fluchwürdigen Verwüstungen der unglücklichen Pfalz. Zudem kam Ludwig XIV. den Bedingungen des Friedens zu Vossem in Bezug auf die Geldzahlungen säumig nach und da außerdem immer größere Erweiterung der französischen Macht und des französischen Einflusses zu befürchten stand, so trat Friedrich Wilhelm 1. Juli
abermals mit dem Kaiser, Spanien und den Niederlanden zu einem Schutz- und Trutzbündniß zu- 1674.
sammen, und versprach gegen Subsidien die Stellung von 16,000 Mann. Auch Lüneburg sagte nach der Reichskriegserklärung 12,000 Mann gegen Frankreich zu. Indeß erneuerten sich, als der Kurfürst nun wirklich an den Rhein gezogen war, die Auftritte vom Jahre 1672. Bournonville, der kaiserliche General, benahm sich wie Montecuculi, ja noch schlimmer. Den geheimen Anweisungen seines Hofes gemäß verweigerte er jede nachdrückliche Bekämpfung der Franzosen, obwohl zu wiederholten Malen die Oertlichkeit und die Ueberzahl der Truppen den Verbündeten Vortheile verhießen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Türkheim wurde die Mißstimmung über das verrätherische Be- 10. Jan.
nehmen Bournonvilles allgemein; zu dem Unmuthe über diesen unrühmlichen Aufenthalt im Felde kam 1675.
bei dem Kurfürsten noch der tiefe bittere Schmerz über den frühen Tod des hoffnungsvollen Kurprinzen Karl Emil, welcher zu Straßburg den 7. September 1674 erfolgt war.

Inzwischen brach über Friedrich Wilhelm eine Gefahr herein, welche er bisher vergeblich abzuwenden bemüht gewesen war. Ohne Rücksicht auf die wahre Würde der Krone und den Vortheil des Landes hatte sich Schweden für französische Subsidien zum Schildträger Ludwigs XIV. herabgewürdigt und einen Angriff auf die Marken versprochen, wenn der Kurfürst an den Rhein zöge. Im Grunde war den Schweden Alles am Gelde, wenig am Kriege gelegen und sie gaben sich alle Mühe, den Kurfürsten vom Kriege abzuhalten, und als dies nicht gelang, konnte nur die Drohung des französischen Gesandten Feuquieres, die bisher gezahlten Subsidien zurückzuhalten, den König Karl XI. zu einem thätigen Handeln bewegen. Demnach rückten noch am Ende des Jahres 1674 schwedische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Truppen unter dem Feldmarschall Karl Gustav Wrangel in Pommern zusammen und am Anfange des neuen Jahres in die Marken ein. Diese waren, da der Kurfürst mit den bedeutendsten Streitkräften am Rheine stand, von Truppen entblößt und fast ganz wehrlos und der Statthalter Fürst Georg von Anhalt-Dessau konnte deshalb nur die wichtigsten Plätze schwach besetzen. Doch hielt Anfangs der sehr menschliche feindliche Feldherr, zum Theil noch eine Vermeidung des sehr unfreiwilligen Krieges hoffend, eine treffliche Manneszucht; da indeß der Kurfürst seine Feindseligkeiten gegen die Franzosen nicht einstellte, noch auch Miene machte, seine Hauptlande gegen die Schweden zu schützen, so schritten diese allmälig zu starken Kontributionen und Bedrückungen und während der Krankheit des schwedischen Feldmarschalls zur ärgsten Mißhandlung des Landes, welche an die düstersten Zeiten des 30jährigen Krieges erinnerte. Dem Kurfürsten mochte diese schwedische Invasion darum vielleicht erwünscht kommen, weil sie ihm die Aussicht eröffnete, bei dieser Gelegenheit in den lang ersehnten Besitz von Pommern zu kommen. Aus diesem Grunde zögerte er bis fast in die Mitte des Jahres 1675, bevor er ernstlich zur Befreiung seines Landes von den übeln Gästen schritt. Doch hatte er auf die ersten Nachrichten von dem Einbruche der Schweden an die Generalstaaten, den Kaiser, das Reich und Dänemark sich um Hülfe gewendet, indeß fast nur kaltes Bedauern, unsichere Versprechungen, von keiner Macht nachdrückliche Unterstützung empfangen. Die Reichsfürsten waren läßig und uneinig, zum Theil mit Frankreich im Bunde, der Kaiser aber auf das steigende Wachsthum der brandenburgischen Macht eifersüchtig und argwöhnisch, der Kurfürst möchte im Geheimen mit Schweden sich verstehen und in Schlesien einbrechen. Also blieb dem Kurfürsten außer der Hülfe des Bischofs von Münster nur Rettung durch seine eigene Anstrengung. Als er dies klar erkannt, schritt er sofort zur That, brach mit seinen in den fränkischen Winterquartieren wohl ausgeruhten Kriegern (15,000 Mann) auf und zog in Eilmärschen auf Magdeburg los. Entgegen schollen ihm die Klagen über die barbarischen Grausamkeiten der Schweden, welche Alles mit Brand und Mord erfüllten und hier und da wie in der Altmark die Bauern zum Widerstande aufgereizt hatten. Am 21. Januar erreichte er Magdeburg und brach von hier, da die Schweden ihn noch
25. Jan. 1675. tief in Franken wähnten, ohne Aufenthalt nach dem von den ihnen besetzten Rathenow auf. Die Stadt wurde überrumpelt, das dort liegende finnische Regiment theils zusammengehauen, theils gefangen, nur Wenige entkamen. Obwohl der Kurfürst, da das Fußvolk die forcirten Märsche nicht ertrug und deshalb größtentheils zurückbleiben mußte, fast nur Reiterei und dreizehn Geschütze mit sich führte, so beschloß er dennoch die Hauptmacht der Schweden unter dem General Wrangel, welche bereits durch die Einnahme Rathenows von dem 3000 Mann starken Korps des Feldmarschalls Wrangel getrennt war, unverzüglich anzugreifen. Bei Fehrbellin holte er die auf dem Rückzuge begriffenen schwedischen Regimenter ein und der Prinz von Hessen-Homburg, welcher den Oberbefehl über die Avantgarde führte, begann, fast etwas voreilig, die Schlacht. Als der Kurfürst selbst mit dem Hauptheil des Heeres herangekommen war, besetzte er schleunigst einige Sandhügel, von wo aus durch die Geschütze die Schweden am nachdrücklichsten gefaßt werden konnten. Ein heftiger Kampf entbrannte hier, aber die wiederholten Angriffe der schwedischen Regimenter wurden zurückgeschlagen; der Kurfürst selbst setzte sich den größten Gefahren aus und ermuthigte durch Wort und That seine tapfern Kämpfer. Um Mittag war der Sieg entschieden, die Schweden auf einem
1675 übrigens wohlgeordneten Rückzuge begriffen. Es war ein herrlicher Sieg. Mit nicht vollen 7000
28. Juni. Mann und noch dazu meist Reiterei hatte Friedrich Wilhelm glücklich und ruhmvoll gegen eine Uebermacht von 11,000 Mann und 38 Geschützen mit einem Verluste von 500 Mann gekämpft und seine Gegner hatten noch aus den Zeiten des 30jährigen Krieges her den Ruhm der Unüberwindlichkeit. Natürlich erwarb diese That dem brandenburgischen Namen bei nahen und fernen Mächten ungewöhnlichen Ruhm, regte aber fast in gleichem Grade Neid und Besorgnisse an. Die erste Folge des Sieges war die völlige Räumung der Marken von dem fast aufgelösten schwedischen Heere; Friedrich Wilhelm aber verfolgte, während Münster und Dänemark (in Hoffnung der Erwerbung des Herzogthums Bremen) sich an ihn anschlossen, seinen Vortheil unabläßig. Auf der einen Seite

fochten Brandenburger mit den Truppen des Bischofs von Münster und 3000 Dänen im Bremischen gegen den Feldmarschall Heinrich Horn und entrissen demselben fast das ganze Land und nach einer Belagerung von vier Monaten selbst das stark befestigte Stade. Der Kurfürst selbst dachte vornemlich an die Eroberung Pommerns und kam bis zum Ende des Jahres 1676 fast in den Besitz des Landes; nur die Hauptfestungen Stralsund, Stettin und einige andere Orte waren noch in schwedischen Händen. Nachdem Friedrich Wilhelm seine Heere wieder verstärkt, schritt er zur Belagerung des überaus befestigten, wichtigen Stettin und zog eine bedeutende Menge Geschütz hier zusammen. Die Bürger wetteiferten mit der 3000 Mann starken, von Johann von Wolf befehligten tapfern schwedischen Besatzung in der ausdauernden Vertheidigung der Stadt und erst als der größte Theil derselben in Schutt und Trümmern lag und die Besatzung auf 300 Mann zusammengeschmolzen war, erfolgte die Uebergabe der Festung. Die Schweden zogen frei ab. Gleichzeitig hatte der König von Dänemark gegen diese den Krieg zur See und zu Lande mit Nachdruck und glücklichem Erfolge geführt und noch vor der Eroberung Stettins die Insel Rügen, von einer brandenburgischen Heeresabtheilung unterstützt, den Schweden entrissen. Obwohl nun dieselbe zu Anfang des folgenden Jahres an den schwedischen General Königsmark abermals verloren ging, vermochte er doch im Herbste 1678 dem Angriffe des Kurfürsten nicht zu widerstehen und bald wurde von demselben auch Stralsund, wohin sich Königsmark mit der schwedischen Macht geworfen hatte, zur Uebergabe genöthigt. Mit dem Fall Greifswalds büßten die Schweden den letzten Ort, den sie in Deutschland noch inne gehabt, ein. Während Friedrich Wilhelm ein Bollwerk nach dem andern in Pommern einnahm, traf der Feldmarschall Heinrich Horn im fernen Osten Anstalten, ihn auf einer sehr verwundbaren Seite (von Livland aus) in Preußen anzugreifen. Geraume Zeit schien es, als würde französisches Geld den dem Kurfürsten wenig geneigten König von Polen, Johann Sobieski, ebenfalls zu seinen Gegnern treiben; allein obschon dies nicht erfolgte und auch die schwedische Invasion in Preußen von Polen nicht offen gefördert wurde, war doch die Gefahr, das fast ganz unbeschützte Land zu verlieren, nicht gering und Friedrich Wilhelm glaubte nicht mit Unrecht, bevor er die Waffen gänzlich niederlege, sich noch eine bedeutende Anstrengung zumuthen zu müssen. Demnach brach er mitten im Winter mit 9000 Mann Kerntruppen aus den Marken auf und eilte den Schweden, ganz unerwartet und zu ihrem nicht geringen Schrecken entgegen. Diese hatten, nachdem sie Tilsit und Insterburg genommen, bereits das wichtige und einen nachdrücklichen Widerstand nicht verheißende Königsberg bedroht, als der brandenburgische General Görzke mit dem Vortrab erschien, ihr ferneres Vordringen aufhielt und die Nachricht von dem eiligen Herannahen des Kurfürsten selbst sie zu schnellem Rückzug bestimmte. Während Görzke mit der Reiterei diesen verfolgte und den Schweden bedeutende Verluste zufügte, setzte Friedrich Wilhelm selbst mit dem Fußvolk über das zugefrorne frische und kurische Haff, um sie von Livland abzuschneiden. Obwohl dies nun bei der Schnelligkeit des Rückzuges der Schweden nicht gelang, waren doch die Erfolge der brandenburgischen Waffen überaus glänzend, die bedrohte Provinz nicht nur vollständig gerettet, sondern auch die feindliche Heeresmasse von 16,000 Mann bis auf 3000 Mann vernichtet. Horn erreichte die Hauptstadt von Livland kaum mit 1500 Mann.

Aug. 1676. — 1677 Juni. — December. — September. — 22. Okt. 1678. — November. — Anf. Jan. 1679. — 29. Jan.

Nach so überraschenden Waffenthaten des Kurfürsten hätte wohl Niemand erwartet, daß der Ausgang des ruhmvollen Kampfes so durchaus ergebniß- und fruchtlos sein würde, als er es in der That war. Ludwig sah sich nach ungeheuren Anstrengungen erschöpft und außer Stande, seine Zwecke ganz zu erreichen: darum gedachte er des Friedens und die Generalstaaten waren niedrig genug, denselben ohne Uebereinkunft mit den Mächten, die zu ihrer Rettung mit großen Opfern mehrere Jahre hindurch die Waffen geführt, abzuschließen. Spanien bezahlte, während jene nichts verloren, mit der Franche Comté und sechszehn flandrischen Festen; der Kaiser erschlich für sich und das Reich einen ruhmlosen Frieden. Des großen Kurfürsten und seiner seltenen Verdienste und Aufopferungen gedachte keine der eigennützigen Mächte: er sah sich plötzlich allein auf dem Kampfplatz, der ganzen Macht Frankreichs und Schwedens gegenüber. Mit Recht erzeugte ein so hinterlistiges, selbstsüchtiges Ver-

10. Aug. 1678. — 17. Sept. — 5. Febr. 1679.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fahren in dem Preisgegebenen ein bitteres Schmerzgefühl. Was bei den Niederländern ein kleinlicher, den eigenen augenblicklichen Vortheil nur berücksichtigender Krämergeist, das bewirkte am kaiserlichen Hofe die Eifersucht über den mächtig und ruhmwürdig aufstrebenden Fürsten an der Ostsee, in dem man einen Wendenkönig vermuthete. Noch dachte im ersten Augenblicke Friedrich Wilhelm an Fortsetzung des Kampfes im Verein mit Dänemark; allein die barbarische Verwüstung seiner Rheinlande durch ein französisches Heer nöthigte ihn zur Nachgiebigkeit. Im Frieden zu St. Germain en Laye
29. Juni 1679. mußte er alle Eroberungen ohne Entschädigung (außer daß ihm Ludwig in 2 Jahren 300,000 Kronen verhieß und Schweden die Zölle in Hinterpommern an ihn abtrat) zurückgeben. Er that's nach langen Zögerungen mit schweren Herzen und nicht ohne den Wunsch auszusprechen, daß der Nachkommen einer dereinst das Werk des Eigennutzes und der Eifersucht räche.

Es war kaum eine der benachbarten Mächte, mit welchen Friedrich Wilhelm nach diesem Kampfe nicht in einem gespannten Verhältnisse gestanden hätte. Namentlich fiel sein Groll mit Recht auf die Niederlande und den Kaiser. Jene hatten nicht nur eigennützig und ungerecht einen Separatfrieden mit dem gemeinsamen Gegner geschlossen, sondern verweigerten auch beharrlich dem Kurfürsten die Zahlung der noch rückständigen bedeutenden Subsidien; Leopold hatte sich in gleicher Weise bei den Unterhandlungen in Nymwegen benommen und noch vorher dem Kurfürsten Anlaß zur Beschwerde gegeben. Es war nämlich im Jahre 1675 das Haus der Herzöge von Liegnitz, Brieg und Wohlau ausgestorben und dem Vertrage von 1537 gemäß sollten nun die erledigten Lande an den Kurstaat von Brandenburg fallen. Da indeß jene Erbverbrüderung von der Krone nicht bestätigt worden war, so verweigerte jetzt der Kaiser die Herausgabe derselben und zog sie für sich ein. Friedrich Wilhelms Mahnungen in Betreff dieser Besitzungen blieben eben so vergeblich wie die, welche sich auf das widerrechtlich vom Hause Habsburg verliehene Herzogthum Jägerndorf bezogen. Des Kurfürsten Unmuth über diese und andere Beeinträchtigungen stieg fortdauernd. Selbst mit dem fernen Spanien gerieth er, weil diese Krone die Zahlung der rückständigen zwei Millionen Subsidien verweigerte, in sehr ernstliche Collisionen. Da alle seine Gesuche um Befriedigung unbeachtet blieben, so beschloß er kühn, sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Friedrich Wilhelm hatte sich bereits geraume Zeit mit Entwürfen zur Begründung eines einträglichen Seehandels für seine Saaten getragen und seine Besitzungen an der Ostsee schienen einem Unternehmen dieser Art allerdings Erfolge zu verheißen, wenn es ihm auch nicht gelang, in den Besitz von Pommern und besonders des wichtigen Stettin zu kommen. Zu diesem Ende war er schon 1676 mit dem Holländer Raulé in Verbindung getreten, und hatte späterhin durch denselben sechs Fregatten von zwanzig bis vierzig Kanonen ausrüsten lassen, um den Seehandel seiner Unterthanen, zu dessen Förderung er ein allgemeines Handelscollegium in Berlin errichtete, zu schützen. Jetzt ließ er nun diese Seemacht gegen spanische Kauffahrer kreuzen und wirklich wurden einige Schiffe in den preußischen Häfen aufgebracht und die Ladung veräußert. Vergebens beschwerte sich Spanien bei dem Kurfürsten und bei den Seemächten über dieses ungewöhnliche Verfahren: er ließ sich dadurch von dieser Art der Selbsthülfe nicht abbringen und gab erst das Unternehmen auf, als er sich überzeugte, wie gering die Erfolge waren, die er erreichte, und daß auf die Dauer seine Kriegsschiffe gegen die spanische Marine wohl schwerlich die See würden behaupten können *). Bei diesem Zwiespalt Brandenburgs mit den auswärtigen Mächten und dem Kaiser kann es wenig befremden, daß Ludwigs freche Eingriffe in den Besitzstand des Reiches (die sogenannten

*) Einen ähnlichen Ausgang hatte der Entwurf, einen Verkehr zur See mit der afrikanischen Westküste (Guinea) zu begründen. Der Kurfürst nahm sich desselben mit dem größten Interesse an, ließ mit dortigen Negerhäuptlingen, welche selbst eine Gesandtschaft nach Berlin Behufs der Anerkennung der brandenburgischen Hoheit schickten, Verbindungen anknüpfen, das Fort Groß-Friedrichsburg und einige andere erbauen und wußte sich in den Besitz des Hafens Gretsiel in Ostfriesland zu setzen. Von Emden aus sollte nun der Verkehr mit Afrika durch die neugegründete afrikanische Compagnie getrieben werden; allein der Neid der Niederländer, die Wegnahme brandenburgischer Schiffe durch dieselben und vornemlich der geringe Ertrag, der mit dem Kostenaufwande in gar keinem Verhältniß stand, ließ die Sache ins Stocken gerathen und der Tod des Kurfürsten machte sie ganz aufhören.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Reunionen) gänzlich ungeahndet blieben und daß er es noch als Großmuth rühmen konnte, wenn er nicht noch mehr an sich riß. Frankreich rechnete, wenn nicht auf offene, so doch auf geheime Unterstützung von Seiten Brandenburgs und es betrog sich in dieser Hoffnung nicht, denn Friedrich Wilhelm war durch des Kaisers arglistiges Benehmen fast gänzlich von diesem getrennt worden und hatte sich Ludwig genähert und ihm, obwohl vergebens, ein Bündniß angetragen. Außerdem fürchtete er einen größeren Krieg Frankreichs, um so mehr, da bei der jämmerlichen Verfassung des Reichs auf einen nachdrücklichen Widerstand nicht zu hoffen war und dazu die Waffen der Osmanen von Osten her drohten. In der That wurde die Gefahr von dieser Seite mit jedem Tage größer und der Kaiser entschloß sich deshalb zu einem Bundesvertrage mit dem Kurfürsten, dem zu Folge dieser für 300,000 Thaler zur Stellung eines Korps von 12,000 Mann sich verpflichtete. Doch hinderte der durch den französischen Gesandten im Geheimen angeregte Argwohn Leopolds die wirkliche Absendung dieser Truppen und die Brandenburger nahmen deshalb nicht Theil an der glorreichen Schlacht bei Wien. Diese Zurücksetzung mochte nicht wenig dazu beigetragen haben, daß der Kurfürst nun nachdrücklich auf dem Reichstage von Regensburg dahin arbeitete, den Franzosen die geraubten Landschaften und Städte einstweilen zu überlassen (20jähriger Waffenstillstand). Indeß war diese Hinneigung Brandenburgs zu Frankreich von geringer Dauer. Denn einmal mußten jene Beeinträchtigungen des deutschen Reichgebietes Friedrich Wilhelm für die Zukunft mit gerechten Besorgnissen erfüllen und sie wurden nur zu sehr gerechtfertigt durch Ludwigs neue unerhörte Anmaßung bei dem Aussterben der Pfalz-Simmerschen Linie mit Kurfürst Karl und seine Umtriebe in der Kölner Wahlangelegenheit; und dann überzeugte er sich nur zu bald, daß es Ludwig durchaus kein Ernst sei, ihm zu den verheißenen Vortheilen (namentlich dem Gewinn Pommerns) zu verhelfen, wie denn nicht einmal die ausbedungenen oder erwarteten Summen vom Versailler Kabinett regelmäßig eingingen, deren der Kurfürst zur Unterhaltung seiner bedeutenden Streitkräfte nicht entbehren konnte. Am meisten aber entfremdete den Kurfürsten dem eigennützigen Verbündeten dessen überaus gewaltthätiges, fanatisches Verfahren gegen die Reformirten in Frankreich. Friedrich Wilhelm war — und das muß ihm zumal in jenen Tagen zum höchsten Ruhme angerechnet werden — wie eifrig er auch immer dem reformirten Bekenntnisse zugethan blieb, dennoch durchaus frei von jeglicher Intoleranz und wenn er einige Male hart gegen die Katholiken in den Rheinlanden sich zeigte, so geschah dies nur, weil er durch diese Maaßregeln eine menschliche Behandlung der Protestanten in den rheinischen Besitzungen des Pfalzgrafen von Neuburg zu erzwingen suchte; sonst erscheint er durchaus in Bezug auf die Duldung der verschiedenen Glaubensnormen auf einer Stufe, zu welcher sich wenige Fürsten seiner Zeit erhoben haben; ja er glaubte sich durch seine politische Stellung gleich sehr wie durch sein Gewissen überall, in Polen, in den Staaten des Kaisers, in Savoyen oder wo sonst die Protestanten unterdrückt wurden, zur Intercession für dieselben verpflichtet. Um so mehr mußte es ihn, den Mann von ächt religiösem Gefühl entrüsten, daß Ludwig XIV., der fanatische Priesterzögling, seine Verwendung zu Gunsten der blutig verfolgten Hugenotten nicht nur nicht beachtete, sondern die Verfolgungen noch steigerte und zuletzt förmlich durch Aufhebung des Edikts von Nantes alle kirchlichen und bürgerlichen Rechte derselben vernichtete. Das Erste, was Friedrich Wilhelm that, war, daß er den armen Flüchtlingen die bereitwilligste Aufnahme in seinen Landen verhieß und, als sie dem wohlwollenden Rufe in großer Zahl — bei 20,000 — folgten, mit Geldsummen, Bauholz u. s. w. zur Ansiedelung in den Marken behülflich war. Die Erlangung ausgedehnter Rechte und Freiheiten ließ die Emigranten die Wahl des neuen Vaterlandes nie bereuen, wie denn auf der andern Seite, wenn man die durch sie ins Land gebrachten, den Märkern bis dahin unbekannten Laster nicht zu hoch anschlägt, Brandenburg an lebendigem Verkehr und erhöheter Industrie offenbar gewann. Dagegen war jetzt an eine politische Verständigung des Kurfürsten mit Ludwig nicht mehr zu denken, denn diesen hatte das achtungswerthe Benehmen seines bisherigen Verbündeten schwer gereizt. Eben diese Spannung mit Frankreich, welche allmälig in eine völlige Entzweiung überging, war zum Theil Ursache, daß Friedrich Wilhelm sich wiederum an Mächte anschloß, mit denen er seit dem Nymweger Friedensschlusse in ziemlich kalten

12. Sept. 1683.

15. Aug. 1684.

Okt. 1685.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verhältnissen gestanden hatte. Zunächst näherte er sich, nicht ohne Einwirkung des überaus einsichtsvollen Generalstatthalters Wilhelm von Oranien, den Niederländern. Auf Anregung dieses Fürsten wurde, weil Ludwigs XIV. Verfahren gegen die Protestanten ein Wiederaufleben der Plane der katholischen Reaction besorgen ließ, ein großes Bündniß aller protestantischen Fürsten verhandelt, dessen Haupt der Kurfürst von Brandenburg sein sollte; sodann folgte die Ausgleichung der Streitigkeiten über die rückständigen Subsidien — Friedrich Wilhelm begnügte sich mit 440,000 Thlr. und der Abschluß eines Bündnisses mit den Generalstaaten. Eben so trat er, den eigenen Unwillen über des Kaisers Zurückweisung der brandenburgischen Forderungen in Betreff Pommerns, der schlesischen Fürstenthümer und des jus de non appellando klüglich bekämpfend, in nähern Beziehungen zu dem Wiener Hofe, wobei die trüben Ereignisse in der kurfürstlichen Familie nicht ohne Einfluß blieben, und
1686 März. schloß mit Leopold einen Bund gegen die Türken und Frankreich und einen Vertrag zu Berlin, dem zu Folge der Kurfürst sich gegen eine Entschädigung von 100,000 Gulden zur Stellung von 8000 Mann verpflichtete, wogegen der Kaiser ihm im Fall eines Angriffs einen Beistand von 12,000 Mann zusicherte. Gleichzeitig verstand sich Friedrich Wilhelm gegen die Abtretung des Schwiebusser Kreises zur Verzichtung auf die schlesischen Fürstenthümer. Indeß sollte das brandenburgische Haus diese Besitzung damals nicht erlangen. Denn der Kurprinz Friedrich wurde von dem österreichischen Gesandten, Baron Freitag, bewogen, einen schriftlichen Revers auszustellen, in welchem er sich sofort nach seines Vaters Tode zur Herausgabe des genannten Kreises bereit erklärte *). Gemäß jenem Vertrage sendete denn auch der Kurfürst zur Fortführung des Krieges gegen die Türken unter dem kriegskundigen, aber rauhen General Schöning ein Heer von 8000 Brandenburgern, welche bei dem Entsatz Ofens den alten Ruhm des Muths und der Tapferkeit bewährten. So wie im Osten mit den Waffen in der Hand unterstützte der greise und doch noch hellblickende und schnellhandelnde Kurfürst den Kaiser auch in den immer verwickelter und drohender werdenden Verhältnissen zu Frankreich und bewährte hier wiederum die ächtdeutsche preiswürdige Gesinnung, die aus seinen Worten und Thaten vor dem Nymweger Frieden so klar hervorgestrahlt hatte, und der auf einige Zeit untreu zu werden, ihn das verletzende eigennützige Benehmen des Habsburgischen Hauses gewissermaßen genöthigt hatte. Nur sein Tod war Schuld, daß Brandenburg in dem folgenden neuen Kriege mit Frankreich die oben angedeutete einflußreiche Rolle nicht fortspielt. —

Ueberschauen wir noch einmal die Ergebnisse der langen, thatenreichen Regierung Friedrich Wilhelms, so dürfte schwerlich in Abrede zu stellen sein, daß er nicht nur unter den bisher erwähnten Hohenzollern bei weitem der größeste ist, sondern auch unter den hervorragendsten Fürsten aller Zeiten einen ehrenvollen Rang einnimmt. Es wird dies außer allen Zweifel gesetzt, wenn wir den brandenburgischen Staat in der Zerrüttung und fast beispiellosen Auflösung, in welcher er sich beim Tode seines Vaters befand, vergleichen mit dem Wohlstande und der Ordnung, welche des großen Kurfürsten unermüdet strebender Geist in denselben zurückgeführt hatte. Daß diese Blüthe des Wohlstandes seiner Länder aber nicht das Ergebniß günstiger Umstände und Verhältnisse war, hat wohl die übersichtliche Darstellung seines Lebens dargethan. War auch die Zerwürfniß Europas in den drei letzten Decennien der Regierung des Kurfürsten nicht so unermeßlich, wie in den Zeiten des 30jährigen Krieges, so erforderte doch die schwierige Lage Brandenburgs bei dem Kampfe der Mächtigen

*) Zur Erörterung dieses eben so befremdenden als nachtheiligen Schrittes diene die Bemerkung, daß die Mißverhältnisse, welche die zweite Gemahlin des Kurfürsten, Dorothea — die erste, Louise Henriette, eine Oranische Prinzessin, ist den ausgezeichnetsten Fürstinnen beizuzählen — in der Familie erzeugte, eine Entzweiung zwischen dem Kurfürsten und dem Kurprinzen herbeiführte, welche den ersten zum Entwurfe eines überaus nachtheiligen, kaum durch die Altersschwäche desselben zu entschuldigenden Testaments bewog. Durch dasselbe ordnete Friedrich Wilhelm, den wahrhaften Vortheil des Staats ganz verkennend und die großen Resultate seiner 48jährigen Regierung fast aufopfernd, eine Theilung der brandenburger Länder unter seine vier Söhne an. Freitag drohte mit der kaiserlichen Bestätigung dieses Testaments, wofern der Kurprinz nicht auf seine Wünsche eingehe; dies zu verhindern, glaubte der Betheiligte jenes Opfer bringen zu müssen. Es ist nicht zu läugnen, daß der üble Einfluß der übrigens mit manchen Tugenden geschmückten Kurfürstin Dorothea dem Staate solche Nachtheile zufügte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die gewandteste Politik und die ausdauerndste Thätigkeit des Fürsten, wenn der Staat nicht nur in seinem frühern Umfange erhalten, sondern noch gehoben und der beengenden Fesseln entledigt werden sollte. Friedrich Wilhelm hat diese überaus schwierige Aufgabe mit bewunderungswürdigem Geschick und verhältnißmäßig so geringen Mitteln gelöst, daß die Betrachtung seiner Schöpfung nicht nur kalte Bewunderung, sondern warme Theilnahme für ihn und sein Werk erregt. Dieser seltnen Größe des Fürsten thut es keinen Eintrag, wenn wir hier auch an die Schattenseiten seines Charakters und seiner Regentenwirksamkeit erinnern, — denn welcher Sterbliche wäre frei davon! — aber sie fallen zum Theil dem Loose des allgemein Menschlichen anheim, oder sie gehören der Zeit an, in welcher er lebte und nach deren Standpunkt beurtheilt zu werden jede historische Gestalt ein unantastbares Anrecht hat. So wurzelte seine oft aufbrausende Heftigkeit in dem ihm von der Natur verliehenen Temperament, seine zuweilen arglistige, zweideutige, daher Mißtrauen erweckende Politik in dem allgemeinen Charakter der Staatskunst jener Zeit. „Es waren Zeiten ohne Treue und Ehrlichkeit, und derjenige würde zu Grunde gegangen sein, der durch diese hätte eine Macht gründen und sich Ansehen verschaffen wollen und verspottet worden wäre er noch dazu. Das allein kann Preußen mit einer solchen, damals gewöhnlichen Handlungsweise einigermaßen versöhnen, daß ihr Preis doch die Gründung und Erweiterung einer selbstständigen Macht war, welche der Kern so vieles Großen, Guten und Schönen werden sollte, während von andern Fürsten auf gleiche Weise gehandelt wurde, ohne irgend einen großen Zweck, vielmehr nur zu oft um niedrige Leidenschaften der Tyrannei, der Habsucht und der Wollust leichter befriedigen zu können." (Stenzel, Geschichte des preuß. Staats, Bd. II. p. 40, f.) — Nicht zu übersehen ist der harte Druck, den er, freilich durch die unausweichbare Gewalt der Verhältnisse dazu gezwungen, seinen Unterthanen auferlegte und der fast nirgends so grell und verletzend entgegen tritt als in Preußen, wo der Wechsel der harten Herrschaft um so schmerzlicher gefühlt wurde, je freier und wohlhabender hier vordem Stände und Volk sich gefühlt hatten. Der Kurfürst achtete, seit er im Besitze der Souverainetät war, hier kein Herkommen, kein Privilegium, kein Recht, selbst dann nicht, wenn er selbst es bestätigt hatte; der Maaßstab für die Leistungen der Provinz war nicht deren Vermögen und innere Kraft, sondern einzig des Fürsten Bedürfniß, und diesem huldigend, legte er dem Lande eine Last von Steuern auf, die dasselbe in das bitterste Elend und die äußerste Armuth stürzte. Wie wenig sich ein solches Verfahren von allen Seiten rechtfertigen läßt, so muß doch zur Entschuldigung angeführt werden, daß es nicht zu vermeiden war, wofern der Kurfürst nicht den Gedanken aufgeben wollte einen Staat zu gründen, der eine solche Fülle der Macht enthielte, daß dabei die Sicherheit und Ruhe aller einzelnen Theile von keiner benachbarten Macht gefährdet wäre; daß ferner ein guter Theil des Druckes von unzweckmäßiger Vertheilung der Abgaben herrührte, daran war der noch gänzlich unausgebildete Zustand der Staatsökonomie jener Zeit Schuld. Hierin konnten, eben so wie in der Sucht der Herrscher den Wohlstand und die Industrie der Unterthanen durch Edikte und Verordnungen zu schaffen oder eigentlich zu erzwingen (was ungleich besser dem natürlichen Gange der Entwickelung und dem eigenen Sinn und Willen der Staatsbürger zu überlassen war) nur die im Fortgang der Zeit gewonnen Erfahrungen die Abstellung der vielfachen Fehlgriffe und Hemmnisse herbeiführen. Wie hoch man aber auch immer diese Schattenseiten im Leben des großen Mannes anschlagen mag — dennoch bleibt des Rühmlichen und Ausgezeichneten in vielen Beziehungen eine solche Fülle, daß dies nicht leicht, am wenigsten in diesem gedrängten Abriß allseitig dargestellt werden kann. Es gab kaum einen Zweig der Staatsverwaltung, in welcher sein Scharfblick nicht geschaffen und umgestaltet und zwar mit einer bis wenige Tage vor seinem Ende ausdauernden rastlosen Thätigkeit und Sorgfalt. Die größte Aufmerksamkeit widmete er natürlich dem Heerwesen und den Finanzen, denn auf beiden beruhte die Möglichkeit, den Staat groß und selbstständig zu machen. Das erste, das geworbene Heer, in welchem er eine strenge Mannszucht zu erhalten strebte, hatte am Ende seiner Regierung eine Stärke von 24,000 Mann erreicht (nachdem es in den Zeiten des Bedürfnisses selbst 40,000 Mann gezählt); die Einkünfte beliefen sich, besonders nach der allgemeinen Einführung der Accise und der bessern Organisation der Domänenverwaltung, in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welcher Beziehung die Einführung des Verpachtungssystems die besten Erfolge herbeiführte, auf 2½ Million Thaler; der Umfang des Staats war auf 1930 Quadratmeilen (von 1370 Quadratm.) mit 1½ Million Einwohnern gebracht worden. Und überall fast war der Wohlstand durch Ansiedelung neuer Colonisten, den trefflichen Anbau des Landes, die Begünstigung der Manufacturen und Fabriken und des Handels im Steigen begriffen. Fast gleichen Schritt mit dem Emporblühen der materiellen Güter der Unterthanen hielt der Aufschwung des geistigen Lebens, indem der Kurfürst mit einer selbst im Getümmel des Krieges nicht unterdrückten oder ausgesetzten Sorgfalt die Förderung aller Künste (namentlich der Baukunst in Berlin) und der Wissenschaften sich angelegen sein ließ. Die von ihm in der Hauptstadt gegründete Bibliothek zählte bei seinem Tode über 24,000 Bände, worunter eine Menge sehr werthvoller Bücher und Handschriften sich befand. Er verließ den Schauplatz seiner Thaten mit der schönen religiösen Haltung, welche er sein ganzes Leben hindurch, zumal in der Behandlung seiner, verschiedenen religiösen Bekenntnissen anhangenden Unterthanen sich bewahrt hatte, am 29. April 1688, und nicht ohne den sein Andenken für die fernsten Zeiten verewigenden Ruhm, den ererbten Staat in die Reihe der selbstständigen europäischen Mächte gestellt und in allen Beziehungen mit sicherer Hand die Bahn vorgezeichnet zu haben, auf welcher geistesverwandte Nachfolger seine steigende universalhistorische Bedeutung einzig und allein zu begründen vermochten.

§ 4. Das Königthum Preußen.

Der Fürst, in dessen Hand die Oberleitung der brandenburgisch-preußischen Angelegenheiten durch seinen Tod kam, erinnerte zunächst nur in sehr untergeordneten Beziehungen an den freilich schwer zu erreichenden Vorgänger. Friedrich III. (reg. von 1688 — 1713), sein zweiter Sohn aus der Ehe mit der liebenswürdigen Oranischen Prinzessin schien vom Vater die Vorliebe und Achtung für das Schöne und Gute, für Kunst und Wissenschaft ererbt zu haben und die Schöpfungen, die er von diesem Gefühl geleitet, hervorrief, sind die schönsten Zeugnisse seines fürstlichen Wirkens. Allein es läßt sich schwerlich verkennen, daß alle diese segensreichen, durch ihn ins Leben gerufenen Institute, — die Societät der Wissenschaften, um deren Begründung seine geistvolle, alle edeln Bestrebungen fördernde Gemahlin Sophie Charlotte, die Tochter des hannöverschen Kurfürsten Ernst August und der große Leibnitz sich unsterbliche Verdienste erwarben, die Akademie der Künste und die Universität zu Halle (1694) — weit weniger aus einer wahrhaften Begeisterung und der Ueberzeugung des Fürsten von ihrer Nothwendigkeit für das geistige Gedeihen des Volkes herzuleiten sind, als daß sie mit der ihm eigenthümlichen, ungewöhnlichen Liebe zur Pracht und der Sucht zu glänzen, zusammenhängen. Indeß soll um der wahrhaft großen Erfolge willen, welche alle diese Institute für die spätern Zeiten hervorgebracht, kein zu großes Gewicht auf die Motive, woraus sie entsprossen, gelegt werden; dagegen verdienen die unzeitige Milde des schwachen Fürsten selbst gegen solche, welche schwerer Verbrechen, namentlich der unverantwortlichen Vergeudung der Staatsgüter (wie die Minister Wartenberg, Wartensleben, Witgenstein) überwiesen waren; seine maaßlose Verschwendung in Zeiten, wo in allen Provinzen tiefes Elend herrschte, und der dadurch herbeigeführte Druck der Abgaben, die Aufopferung der Bürger und Kräfte des Staats für Interessen, die mit dem Emporblühen desselben in gar keiner oder einer unverhältnißmäßig fernen Beziehung standen, eine um so ernstere Rüge, je abweichender die Bahnen waren, die sein Vater in allen diesen Hinsichten eingeschlagen hatte. Von der tiefen Einsicht und Besonnenheit, mit welcher der große Kurfürst die Verhältnisse der europäischen Staaten abwog und durchschaute, von seinem oft kühnen, aber stets rechtzeitigen und für das brandenburgische Interesse wohlberechneten Eingreifen in dieselben zeigen sich bei Friedrich III. wenig Spuren; wenn er zuweilen das Richtige traf, so war dieß bei seinem Mangel an Festigkeit nur das Ergebniß der Laune und des zufälligen Anschließens an einen tüchtigen Rathgeber aus seiner Umgebung, der er sich im Uebrigen fast rücksichtslos hingab und nur dann entzog, wenn seine Prunksucht und seine Eitelkeit verletzt ward. In diesem Schwanken und der übergroßen Abhängigkeit von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unwürdigen Günstlingen findet auch sein undankbares Verfahren gegen seinen Erzieher und nachherigen verdienten Minister Dankelmann eine Erklärung; es blieb Friedrichs Sohne, dem männlich festen Friedrich Wilhelm I. überlassen, zum Theil wieder gut zu machen, was der schwache Vater verschuldet hatte.

Friedrich III. schloß sich, die Politik, welche sein Vater in den letzten Jahren seines Lebens ergriffen, adoptirend an das Haus Habsburg an, woran zunächst jenes unpolitische Testament des großen Kurfürsten, späterhin die Verfolgung eines hochwichtigen, bald zu erörternden Entwurfes Schuld war. Es ist rühmend anzuerkennen, daß er jener, das Statut des Albrecht Achilles und die späteren Hausverträge verletzenden Urkunde die Genehmigung verweigerte, weil mit derselben die Einheit und Fortentwickelung des Staats unvereinbar war; doch versagte sein milder Sinn den dadurch scheinbar Beeinträchtigten nicht eine billige Entschädigung, wie er denn unter anderm seinem Bruder Philipp Wilhelm den zugesagten Besitz des Fürstenthums Schwedt nicht entzog. Auch läßt sich seine Theilnahme 1692.
an dem Zuge Wilhelms von Oranien zur Erringung des britischen, von dem autokratischen und ultrakatholischen Jakob II. verlassenen Thrones — welchen Entwurf bereits der verstorbene große Kurfürst mit dem ganzen Feuer seiner religiösen Begeisterung unterstützt hatte und zu welchem Friedrich in Folge einer Zusammenkunft mit Wilhelm zu Minden gegen holländische Subsidien 6000 Brandenburger unter Aug. 1688.
Schomberg entsendete — von Seiten der Politik eben so sehr rechtfertigen, wie der mit großen Opfern bewerkstelligte rege Antheil an dem pfälzischen Erbfolgekriege gegen Frankreich, durch welchen rechtlich durchaus unbegründete Prätensionen der letztern Macht in die gebührenden Schranken zurückgewiesen werden sollten. Zu beklagen nur ist, daß für die großen Anstrengungen*) in dem Frieden von Ryßwick Brandenburg nichts erlangte, als was frühere Verträge ihm bereits garantirt 1697.
hatten. Nicht einmal die Aufhebung des von Freytag verhandelten, das Interesse des brandenburgischen Kurhauses so sehr verletzenden Vertrages in Betreff der Rückgabe des Schwibusser Kreises konnte Friedrich vom Wiener Kabinet erlangen, sondern mußte gegen eine Summe von 100,000 Thlr. und die Erneuerung der brandenburgischen Anwartschaft auf Ostfriesland, Limburg und Speckfeld jenes Gebiet wiederum an Oestreich abtreten**).

Neben dem Mangel an wahrhaft durchdringender politischer Einsicht findet man die Erklärung dieses scheinbar sehr uneigennützigen, in der That aber höchst befremdenden Verhaltens in dem Streben des Kurfürsten, den Kaiser zur Zustimmung eines Entwurfes zu bewegen, der ihm überaus am Herzen lag. Es konnte für einen Fürsten, der sein höchstes und letztes Ziel darin suchte, sich mit der größten Fülle irdischen Glanzes umgeben zu sehen, schwerlich etwas Wünschenswertheres geben, als den blendenden Schimmer einer Königskrone. War die Sehnsucht darnach in einem Fürsten von Friedrichs III. Individualität an sich schon natürlich und sehr begreiflich, so mußte sie nothwendig gesteigert werden, als er wahrnahm, wie in seiner nächsten Umgebung der Erbstatthalter Wilhelm von Oranien die englische, der Kurfürst August von Sachsen

*) Der Kurfürst stand bald zu Anfang des Krieges 1688 persönlich mit einem Heere von 30,000 Mann im Köllnischen zur Deckung seiner rheinischen Lande, während ein brandenburgisches Contingent von 1500 Mann im Reichsheere gegen die Franzosen und gleichzeitig eine späterhin wiederholentlich ergänzte kurfürstliche Truppenabtheilung von 6000 Mann in Ungarn rühmlich gegen die Türken stritt.

**) Daß Friedrich sich bei dieser Gelegenheit die Ansprüche auf die oben erwähnten schlesischen Fürstenthümer vorbehielt, war wenig mehr als eine Form, an deren Realisirung der Schwache schwerlich dachte; einen desto tiefern Sinn und Werth legte darauf sein großer Enkel Friedrich II. Die Erweiterung des Staatsgebietes durch Friedrich III. betreffend bleibt zu erwähnen der Ankauf der Erbvogtei über Quedlinburg mit den drei Aemtern Lauenburg, Sevenberg und Gersdorf und dem Petersberge, welche Besitzungen der stets, besonders aber in Folge der Erlangung der polnischen Königskrone geldbedürftige Kurfürst August I. von Sachsen für 300,000 Thlr. an Brandenburg über- 1697.
ließ; ferner der Anfall der Grafschaft Hohenstein als eingezogenes Lehen, die Erwerbung der Grafschaft Lingen und 1699.
des Herzogthums Meurs aus der oranischen Erbschaft nach dem Tode des ohne männliche Nachkommen verstorbenen 1712.
Wilhelm III. von Holland und England, endlich des Fürstenthums Neuenburg und Valengin in Folge einer Be- 1707.
stimmung desselben Fürsten und der bestätigenden Erklärung der neuenburgischen Stände. 1707 ward auch die kleine Grafschaft Teklenburg erkauft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die polnische Königskrone empfingen. Eine gleiche Stufe des Glanzes und des Ansehens zu ersteigen, war fortan das Ziel seiner Wünsche und seiner Politik: das ist die Quelle seines aufopfernden Anschließens an das habsburgische Kaiserhaus, denn nur vom Kaiser war die Verwirklichung eines solchen Entwurfes zu erwarten. Das Herzogthum Preußen, welches Friedrich III. als souveräner Fürst besaß, sollte zu dem Range eines Königthums erhoben werden und zu diesem Zwecke wurden aufs Angelegentlichste Verhandlungen mit dem Wiener Kabinet angeknüpft. Es kann nicht befremden, wie der Kaiser und seine Räthe einem Ansinnen dieser Art geraume Zeit nur ablehnend und ausweichend begegneten; denn wer bürgte, der religiösen Skrupel an einem streng katholischen Hofe nicht zu gedenken, dafür, daß der neue König stets der Fügsamkeit und der Theilnahme für das Interesse des östreichischen Kaiserhauses und des Reiches, welche ein Kurfürst beiden bewiesen und zu beweisen oft gegründete Veranlassung gehabt hatte, eingedenk sein werde? War es nicht ungleich wahrscheinlicher und natürlicher, daß Friedrich und seine Nachkommen die Verfolgung des eigenen Interesse aller Beachtung und Begünstigung eines fremden oder wenigstens nicht so nahen vorziehen und eine eigenthümliche Richtung der Politik einschlagen würden? Geleitet von diesen keineswegs grundlosen Besorgnissen und Bedenklichkeiten zogen sich die Unterhandlungen ohne Aussicht auf einen den Wünschen des Kurfürsten entsprechenden Erfolg mehrere Jahre hin, und ungeheure Summen und Versprechungen der brandenburgischen Abgeordneten und große Opfer des Staats in den Reichs- und anderweitigen Kriegen des habsburgischen Hauses, schienen vergebens verschwendet. Erst als es gelang, den Beichtvater des Kaisers, den Jesuiten Wolf für die Absichten des Kurfürsten zu gewinnen und durch ihn die Skrupel des Kaisers in Betreff der Anmuthungen Friedrichs III. zu beseitigen,
16. Nov. 1700. erfolgte um so mehr der Abschluß der Verhandlungen zu Gunsten Brandenburgs, als der bevorstehende Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges den Kaiser auf die dauernde und nachdrückliche Unterstützung des mächtigen nordischen Reichsfürsten hinwies. Doch mit schweren Opfern und Zugeständnissen mußte Kurfürst Friedrich die Zustimmung des Kaisers zur Annahme der Königskrone in Preußen — denn von einer Erhebung zur königlichen Würde von Seiten Leopolds war nicht die Rede — erkaufen. Friedrich gelobte für den bevorstehenden spanischen Successionskrieg die Stellung von 10,000 Mann und deren Unterhaltung zu Gunsten des Hauses Habsburg, ferner stete Einmüthigkeit mit demselben in allen Reichsangelegenheiten und die (nur bei sehr erheblichen Motiven zu erlassende) Ertheilung der kurbrandenburgischen Wahlstimme bei Kaiserwahlen, Verzichtung auf alle noch rückständigen Subsidien, Unterhaltung eines Theiles der Besatzung in der Reichsfestung Philippsburg, endlich daß keines der brandenburgisch-deutschen Länder aus dem Reichsverbande gezogen werden solle. Nachdem dies geordnet und von Friedrich III. ein Manifest erlassen worden war, in
18. Jan. 1701. welchem er die Annahme der königlichen Würde kund that, erfolgte zu Königsberg die Krönung des Kurfürsten zum Könige in Preußen *). Tags zuvor wurde der schwarze Adlerorden zum Gedächtniß des hochwichtigen Ereignisses gegründet. Es läßt sich denken, daß der neue König Friedrich I. die feierliche Gelegenheit ergriff, seiner Neigung zu Pracht und Glanz auf eine ungewöhnliche Weise zu huldigen. Uebrigens setzte Friedrich in der feierlichen Versammlung der Großen des Staats und der Gesandten sich selbst die Krone auf, worauf die Huldigung und die Salbung durch zwei reformirte Bischöfe erfolgte. Eine Reihe von Festen und Gelagen (bis in den Anfang des März) verherrlichten die große Begebenheit, die wenn auch nicht im Sinne und durch die Bedeutung, welche Friedrich I. ihr beilegte, doch durch die Art und Weise, wie seine größeren Nachfolger, namentlich sein unsterblicher Enkel Friedrich II. sie auffaßten, ohne Zweifel den welthistorischen beigezählt werden muß. „Es war," sagt dieser, „eine Lockspeise, welche Friedrich allen seinen Nachfolgern hinwarf und wodurch er ihnen zu sagen schien: Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe

*) Von den auswärtigen Mächten erkannten die Königswürde Friedrichs I. 1701 Großbritannien, die Niederlande, August von Polen, Dänemark, der Kaiser, Rußland, die Schweiz, Savoyen, Toscana und die meisten Fürsten des deutschen Reichs; 1703 Schweden, 1704 Portugal, 1710 Venedig, 1711 Genua, 1713 im Utrechter Frieden Spanien und Frankreich an.

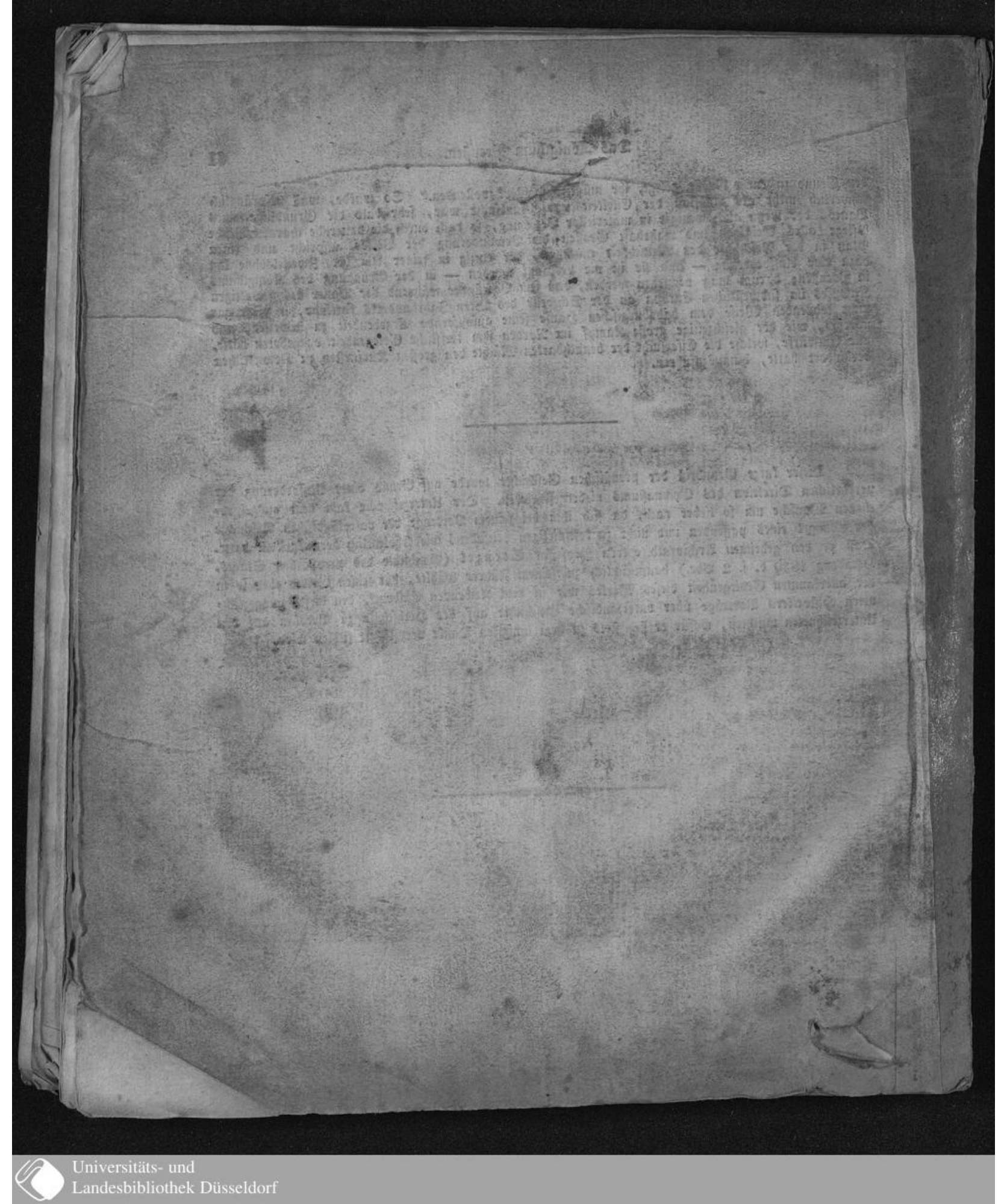
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müßt das Werk vollenden." So wurde, was ursprünglich schwerlich mehr als Ausfluß der Eitelkeit und Prunksucht war, sehr bald die Grundlage eines Baues, der wenn auch weniger in materieller Beziehung, so doch durch die dauernde charakteristische Pflege alles Geistigen und wahrhaft Großen die Bewunderung der Völker anspricht und einen Platz in der Geschichte der Menschheit einnimmt, der einzig in seiner Art ist. Zweifelsohne lag dazu eine Aufforderung — und sie ist nie verkannt worden — in der Gründung des Königthums in Preußen; darum mag verziehen werden, daß sein Begründer während der Dauer des gewaltigen Kampfes im südwestlichen Europa an der Schwelle des 18ten Jahrhunderts fortfuhr, in einer gar nicht lohnenden Weise dem habsburgischen Hause seine aufopfernde Ergebenheit zu beweisen, und übersah, wie der gleichzeitige große Kampf im Norden ihm treffliche Gelegenheit dargeboten hätte, alle Entwürfe, welche die Eifersucht der benachbarten Mächte den großen Kurfürsten zu verwirklichen verhindert hatte, hinauszuführen.

Dieser kurze Grundriß der preußischen Geschichte wurde auf Grund einer Aufforderung der verehrlichen Direktion des Gymnasiums niedergeschrieben. Der Unterzeichnete kam dem ausgesprochenen Wunsche um so lieber nach, da sich ihm bei seinem Vortrage der vaterländischen Geschichte der Mangel eines passenden und nicht zu kostspieligen Leitfadens wiederholentlich herausgestellt hatte. Daß er den geheimen Archivrath Herrn Professor Stenzel (Geschichte des preußischen Staats, Hamburg 1830 b. j. 2 Bde.) hauptsächlich zu seinem Führer wählte, hat seinen Grund eben so in der anerkannten Gediegenheit dieses Werkes wie in dem bleibenden Eindruck, den dieses ausgezeichneten Historikers Vorträge über vaterländische Geschichte auf der Hochschule zu Breslau auf den Unterzeichneten machten, wofür er sich stets zu dem innigsten Danke verpflichtet fühlen wird.

Tschepke.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr
schwerlich mehr als Ausfluß der Eit
Baues, der wenn auch weniger in ma
Pflege alles Geistigen und wahrhaft
Platz in der Geschichte der Menschhei
dazu eine Aufforderung — und sie ist
in Preußen; darum mag verziehen we
Kampfes im südwestlichen Europa an
nicht lohnenden Weise dem habsburgi
übersah, wie der gleichzeitige große K
alle Entwürfe, welche die Eifersucht de
verhindert hatte, hinauszuführen.

e, was ursprünglich
die Grundlage eines
ternde charakteristische
anspricht und einen
t. Zweifelsohne lag
ung des Königthums
Dauer des gewaltigen
rtfuhr, in einer gar
it zu beweisen, und
eit dargeboten hätte,
sten zu verwirklichen

Dieser kurze Grundriß der pre
verehrlichen Direktion des Gymnasium
chenen Wunsche um so lieber nach, d
der Mangel eines passenden und nicht
Daß er den geheimen Archivrath He
Hamburg 1830 b. j. 2 Bde.) hauptsä
der anerkannten Gediegenheit dieses W
neten Historikers Vorträge über vate
Unterzeichneten machten, wofür er sich

ner Aufforderung der
kam dem ausgespro-
erländischen Geschichte
h herausgestellt hatte.
preußischen Staats,
nen Grund eben so in
den dieses ausgezeich-
zu Breslau auf den
fühlen wird.

Tschepke.

TIFFEN Gray Scale
R G B W G K C Y M
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
© The Tiffen Company, 2007

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf